

Dr. Karl Burckhardt-Burckhardt

Autor(en): Carl Christoph Burckhardt-Schazmann

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1903

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/ef8b8eea-9fe4-4a39-a376-6f2870fb27fb>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

D^r. Carl Burckhardt-Burckhardt.

Von

Prof. C. Chr. Burckhardt-Schazmann.



Karl Burckhardt, dessen Leben hier mehr noch in seinem Werden als im Wirken erzählt werden soll, wurde in einer für unsere Vaterstadt schweren Zeit, am 5. Dezember 1831, als ältestes Kind des Bandfabrikanten Karl Burckhardt und seiner Frau Sophie geb. Vischer in Basel geboren. Im Vereine mit seinen drei jüngern Schwestern verlebte er im elterlichen Hause eine fröhliche Jugendzeit in der einfachen Weise, wie sie damals Sitte war und wie sie seinem Vater, einem richtigen Repräsentanten des alten Basel, zeitlebens eigen blieb. Pünktlich und gewissenhaft in seinem Berufe und mancherlei öffentlichen Stellungen hat er dem Sohne ein schönes Beispiel von Pflichttreue gegeben und mit seiner herzlich warmen Liebe ihm das Beste geschenkt, was ein Kind sich wünschen mag. Die Mutter, eine geistig reiche und strebame Frau, die durch lange Kränklichkeit dem geschäftigen Nichtstun so mancher ihres Geschlechts ferngehalten war und die Muße für die Pflege tieferer Interessen auskaufte, hat in eben dieser Richtung eindrucklich auf ihn eingewirkt. Im Range immer unter den Ersten, besuchte er zuerst eine Privatschule, dann das hiesige Gymnasium und Pädagogium. Seine Aufsätze, Tagebuchnotizen und Reden, die aus dieser Zeit erhalten sind, tragen den Stempel einer minutiös ge-

nauen Beobachtung, knappen Ausdruck und gefunden, etwas nüchternen Urteils. Auch sein Vortrag muß trocken, fast hölzern gewesen sein; von einer solchen Wiedergabe des bekannten Uhlandschen Gedichts erhielt er in der Pädagogia den Namen „Unstern.“ Er war bei Schülern und Lehrern als zuverlässig und tüchtig und als treuer Kamerad beliebt.

Länger darf bei seinen eigentlichen Studienjahren verweilt werden. Sie sind ja für das Werden eines jeden entscheidend, der nicht vorher verbildet und verkrümmt worden ist. Nun lernt man, bisher mehr geführt, erst selbständig gehen.

Was Burckhardt zum Studium und gerade zu dem gewählten Wissenszweige trieb, war, soweit ersichtlich, wirkliche Lust und Liebe, und der Vater ließ ihn freundlich gewähren. Man hatte ihn in der sechsten Klasse des Gymnasiums zwei Jahre behalten, da er noch allzu jung schien. Im Sommer 1850 ward der Achtzehnjährige als Student der Rechte an der heimatischen Universität immatrikuliert und genoß während drei Semestern an der damals nur spärliche Schüler zählenden juristischen Fakultät die vorzügliche Schulung von Männern wie Heusler, Schnell und Windscheid. Daneben hörte er, der zeitlebens nicht im Fachstudium aufging, sondern sich allseitig zu bilden liebte, bei Jakob Burckhardt, Wilhelm Vischer und Wilhelm Wackernagel sprachliche und geschichtliche Kollegien. Er hat es Wackernagel nie genug danken können, daß er bei ihm schon im Pädagogium das geliebte Deutsch gründlich gelernt und Freude und Verständnis für schöne Litteratur gewonnen hatte; die Pflichttreue, mit der der Gelehrte dem Lehrerberufe oblag, erfüllte ihn mit gewaltigem Respekt. Und während seines späteren Aufenthaltes im Auslande konnte man ihm aus der Heimat nie zu viel über Jakob Burckhardts öffentliche Vorlesungen schreiben; noch als alter Herr ist er auf den Bänken der Universität zu dessen Füßen gesessen und hat keinen seiner Aulavorträge versäumt; das

„Kleine dicke Buch“ begleitete ihn stets auf seinen Italiensfahrten; die übrigen Werke standen nicht als tote Schätze auf seinen Regalien, und in seinen letzten Jahren war ihm die Griechische Kulturgeschichte, was auch die Gelehrten davon sagen mochten, ein wahrer Hochgenuß. Zu den Lehrern, die ihm etwas boten, blieb er überhaupt in einem dankbar warmen Pietätsverhältnis. Wie er allmählich in öffentliche Stellen vorrückte, freute ihn vorab auch das, daß er nun der Kollege der einstigen Meister ward und hier wieder ihr Wohlwollen erfuhr. Der antiken Erscheinung Schnells und der charaktervollen Gestalt Heuzlers hat er stets mit der größten Hochachtung gedacht. Ein Zug der Pietät war es auch, wenn er die in jenen Jahren und bis zum Abschluß des Universitätsstudiums mit Geschick und peinlicher Sauberkeit geführten zahlreichen Kollegienhefte sorgfältig gebunden aufbewahrte. Gebraucht hat er sie später schwerlich mehr; er war in seinem Wissen über sie hinausgewachsen; aber es war seine Art, sich schwer und womöglich nicht von Dingen zu trennen, die ihm etwas gewesen waren. Die unendliche Aufstapelung, die daraus erwuchs, war glücklicherweise durch einen so exakten und organisatorischen Ordnungssinn beherrscht und gegliedert, daß die tote Masse jederzeit lebendig verwertbar gemacht werden konnte. Und dieselbe Treue, die sich an der leblosen Natur zeigte, bewährte er auch an größerem und wichtigerem, an Freunden und Verwandten. Von Hause aus kritisch veranlagt, in seinem Wesen leicht herb, scheinbar verschlossen, jedenfalls ein geschworener Feind allem ins Gesicht loben, gab und widmete er sich, weniger in Worten, desto mehr aber in der Tat und im Herzen. Er schloß sich nicht leicht an, aber wen er erfaßt hatte, den hielt er fest; als Student schrieb er sich des Polonius Mahnung heraus: „Der Freund, der dein und dessen Wahl erprobt, mit ehernen Klammern schließ ihn an dein Herz.“ Man konnte sich durchaus auf ihn verlassen; was er zugesagt, hielt er unverbrüchlich und täuschte kein

Vertrauen; darum fand er auch solches und wurde vielfach und in allen möglichen Dingen um Rat angegangen; man war bei ihm eingehendster Erwägung und Teilnahme sicher. Er selbst hat über diese Konsultationen nichts verlauten lassen; er war verschwiegen; aber manche haben bezeugt, erleichtert von ihm weggegangen zu sein. Als er einst einem Freunde im Ausland aus Verirrung emporgeholfen und seine Mutter, für ihn selbst besorgt, Abbruch jener Beziehungen forderte, antwortete er: „Ich habe durch Neigung und durch meine Studien einen gewissen Sinn für das Historische, d. h. für eine Entwicklung der Verhältnisse wie sie sind, für einen allmählichen Fortschritt auf der gegebenen Basis. Ein Bruch mit der Vergangenheit ist stets an und für sich ein Unglück; wie im Leben der Staaten ist es auch in andern Verhältnissen. Einen Freund wechseln wie ein abgenutztes Kleid oder wie ein Geldjude seine Religion, hast du bedacht, was das heißt? Eine Freundschaft macht sich, sie wird nicht gemacht, und einen Freund aufgeben ist eine Untreue, die ich mir von niemand zugemutet wünsche. Gott aber, nach einer solchen gottlosen That, um einen anderen bitten, das wäre Blasphemie.“ Schon in der Schule, dann im Bösingerverein, dem er im November 1850 beitrug, später im Ausland und noch im Mannesalter in seinen mannigfachen Stellungen hat Burckhardt das Glück gehabt, wahre Freunde zu erwerben und sie fürs Leben zu bewahren, obschon sich die Wege dann trennten und der schwere Schatten, der auf sein häusliches Glück fiel, ihm die Pflege geselliger Beziehungen Jahre lang verunmöglichte. So entschieden er für seine Ueberzeugungen eintrat, sah er doch bald immer mehr das Einigende als das Trennende; er dachte wie seine Mutter, die ihm am Ende ihres Lebens schrieb: „Je mehr wir im Alter und im Leben fortschreiten, desto klarer wird uns die Schwierigkeit, Einigung durch Ansichten und Grundsätze zu erzielen; jedes Alter und jeder Einzelne ist für sich ein Ganzes und Anderes, und da

bleibt denn nichts als die Liebe, welche, wenn etwas versehen worden, wieder einlenkt und ausgleicht.“ Die horazische Frage: „Mitior ac melior fis accedente senectute?“ war ihm ein liebes Citat, und er konnte etwa Ungerechtigkeiten in einer Weise hinnehmen, die den Gegner wirksamer entwaffneten als eine geharnischte Antwort.

Im Wintersemester 1851/2 trat er zum erstenmale aus dem Elternhause in die Fremde. Er siedelte für ein Jahr nach Heidelberg über, das damals fast als Schweizeruniversität in partibus gelten konnte. Als einziger Sohn und Bruder in einem Hause aufgewachsen, in dem wegen Kränklichkeit der Mutter kein lebhafter geselliger Verkehr gepflegt wurde, empfand er den Eintritt in diese freie Welt als Förderung und doch wieder als schwierig ungewohnt. Er mußte gegen eine angeborene, bisher zu wenig abgewöhnte Schüchternheit, Trockenheit, Eiskälte und Einsilbigkeit im Verkehr ankämpfen, gegen eine Schärfe im urtheilen und richten und gegen Verstimmungen, die theils aus häufiger Kränklichkeit, theils aus einem gewissen Sichgehenlassen resultierten. Seine Mutter, der er nun in fleißigem Briefwechsel womöglich noch näher trat als zuvor, hatte ihm schon vor Jahren geschrieben: „Daß deine öfteren Ausrandlungen von Laune beiseite, daß sie dich nicht meistern, sondern sei ihr Herr, bald möchten sie dich sonst zum Knecht erniedrigen; vergleiche dich nie mit andern deinesgleichen, du hast einst für dich Rechenschaft abzulegen und das Trösten mit anderer Schwachheit wird dir keine Stütze sein. Habe etwas Hohes vor Augen und im Herzen; schaffe dir ein Vorbild, das dich nicht entschuldigt, sondern straft, wo es nötig ist, dir aber auch hilfreich vergebend entgegentritt, wenn du gefehlt und dich wieder zu ihm wendest.“ Und später noch dem 35-jährigen: „Daß du stets von Herzen wohlzutun wünschst, weiß ich wohl; du bist aber leider deiner Mutter Kind und scheinst oft trocken und bist kurz, wenn es in dir ganz

anders aussieht.“ Er hat gegen diese Schwächen beharrlich angekämpft und unaufhörlich an seinem nicht ganz leichten und ausgeglichenen Charakter gearbeitet; innerlich ward er mehr und mehr frei, aber äußerlich trat etwa noch ein Rest zu Tage, und die schweren Lebensführungen, die er mit sich allein durchkämpfen mußte, legten dann auf sein Wesen eine Zurückhaltung und einen Ernst, der oft mißverstanden worden ist, als Kühle, ja Kälte, als aristokratische Reserviertheit.

Zunächst freilich war dies alles noch unabgeklärt und er, der später etwa „die steigende Vervollkommenung der Basler im Absprechen“ tadelte, erwies sich damals noch als Liebhaber scharfer Kritik, in politischen Fragen sowohl, in denen er sich dereinst so unabhängig zu stellen mußte, als in Kleinigkeiten des geselligen Lebens, dem er sich, ohne dies recht eingestehen zu wollen, nicht ganz gewachsen fühlte. Wie unbeholfen klingt es noch, wenn er über die Tanzstunden, zu denen er sich schweren Herzens entschlossen hatte, schrieb: „Sie stören mich sehr in meiner Bequemlichkeit, da ich, statt in Ruhe im Nachtrock auf dem Kanapee lesen oder studieren zu können, mich um- und ankleiden, ausgehen, ja sogar Frauenzimmer unterhalten muß. Doch im ganzen mag die Sache für mich gut sein.“ Unterhalb Jahre später, am Ende seines Berliner Aufenthaltes, wo er doch auch weidlich gegen die „steife Gesellschaft“ losgezogen, lautete es schon einsichtiger: „ich habe einsehen lernen, daß mir sehr vieles fehlt, das ich wissen sollte und könnte, und daß mir ein freieres Benehmen in größerer Gesellschaft und Unbekannten gegenüber wohl anstehen würde.“ Damals aber war ihm noch wohl, wenn er größern Gesellschaften entgehen konnte; es gelang freilich nicht immer und dann regte sich leicht etwas einseitige Kritik; besonders entsetzt war er über die ästhetischen Thees in einem befreundeten Hause, wo klassische Meisterwerke mit verteilten Rollen gelesen und tunlichst geistreich gewürdigt wurden.

Da pflegte er zu verstummen; derlei treibe man mit mehr Genuß und Gewinn für sich allein, meinte er. Wohler war ihm im kleineren Kreise, im Verkehr mit Professoren und mit Freunden; da genoß er den geistig bedeutenden oder harmlos fröhlichen Umgang in vollen Zügen. Zu den zahlreichen Basler Kommilitonen gesellten sich Schweizer anderer Kantone; unter ihnen hat er in König von Bern, dem nachmaligen Professor, einen Freund gefunden, den erworben und bis zu dessen Tode in ungetrübter Zuneigung beessen zu haben er stets als einen der besten Gewinnste seines Lebens empfunden hat. „Breit, stark, ein guter Kopf, ein guter Redner, energisch, vielseitig, ein unermüdlicher Arbeiter; der wird es zu etwas bringen,“ so schilderte er die eindrucksvolle Figur an seine Mutter. Es ist später Jahrzehnte lang nichts in der Familie des Einen vor sich gegangen, das vom andern nicht wie von einem Bruder mitempfunden und miterlebt worden wäre, Freude wie Leid; man schrieb sich und sah sich, wo nur die Zeit es erlaubte, und stets war die Gemeinschaft eine Quelle reichen geistigen Austausches und voller Befriedigung.

Neben der Pflege der Freundschaft ward die Arbeit nicht vernachlässigt. Mit lobenswerter Pünktlichkeit ward bei Zöpsf deutsche Rechtsgeschichte, bei Renaud Civilprozeß, bei Brückmann Wechselrecht, bei Mohl Politik gehört; Kortüms Vorträge über neuere deutsche Geschichte und Henles Anthropologie gingen als Abwechslung nebenher; im Sommer folgte dann beim alten Mittermaier Kriminalrecht, nicht ohne Eindruck, wie die nachmalige jahrelange Beschäftigung mit dieser Disziplin beweist; ferner Encyclopädie der Staatswissenschaften bei Mohl, Nationalökonomie bei Rau, ein Dank den vielen Schweizerstudenten sehr zahlreich besuchtes Kolleg bei Kortüm über neuere Schweizergeschichte, vor allem aber römische Rechtsgeschichte bei dem juristischen Magnet Heidelbergs, Vangerow. Sein weit berühmteres Kolleg, die Pandektenvorlesung, die schon

mit sehr erklecklicher Stundenzahl begann, dann anwuchs, schließlich dank beständigem Zusehen die Woche nahezu voll beanspruchte und in der trotzdem nicht geschwänzt wurde, hat Burckhardt erst in seinem Examensemester zwei Jahre später mit Bewunderung des in ihr zu Tage tretenden pädagogischen Talentes besucht; die Rechtsgeschichte dagegen kam ihm stark antiquarisch vor, sie ertrank im Detail.

Neben den Kollegien ward eifrig Privatlektüre getrieben; eine Vergleichung der semesterweise hierüber angelegten Verzeichnisse giebt einen Einblick in des Lesers allmähliches Wachsen. Damals trat die juristische Lektüre noch zurück; neben Gerbers deutschem Privatrecht, einem Werke Mittermaiers, Freys Quellen des Basler Stadtrechts und dem Aufsatz von Wyß über die schweizerischen Landsgemeinden findet sich als einzige civilistische Monographie, bei der es dann für geraume Zeit sein Bewenden hatte, Windscheids Lehre von der Bedingung. Im übrigen trifft man neben einer gewählten Gesellschaft, wie dem Torso von Bachofens römischer Geschichte, Berthes Leben, Guizots englischer Revolution, Dantes Inferno, Goldonis teatro comico, Shakespeare, Lenau, Eichendorff und Mörike, im Anfang auch die leichtgeschürzten Plattheiten Gerstäckers und Roquettes süßlich weinerliche Romantik, beides ein Genre, das nach diesem Versuch endgültig von der Bildfläche verschwand. Auch das bei Gerlach wohl erlernte Latein ward während der ganzen Universitätszeit fleißig geübt; Cicero, Horaz, Tacitus standen im Vordergrund; sie wurden auch später immer wieder zur Hand genommen, neben ihnen Cäsars herrliche Kriegsberichte, welche der Mißbrauch zum Anfangsunterricht so manchen entleidet, und an ihrem Schauplatz, in Rom, die Geschichten des Livius; so konnte Burckhardt seinem Sohn aus eigener Erfahrung versichern, er werde es nie bereuen, wenn er die Klassiker in der Schule mit Ernst betreibe; dann könne er sich auch nachher stets wieder an ihnen er-

frischen und erholen. Das Griechische nahm er mit Ausnahme des Neuen Testaments, in dem er jeden Morgen bis zuletzt einen Abschnitt las, erst später wieder auf; in der trüben Zeit, da er durch die Krankheit seiner Gattin von ihr getrennt ward und als allmählich die Hoffnung, die Vereinsamung sei nur eine vorübergehende, zurücktrat, griff er nach dem hohen Lied des Heimwehs, der Odyssee, und nach Platons unsterblicher Weisheit.

In Heidelberg aber sang und klang das Leben noch; dann und wann zog das Theater von Mannheim den Studenten aus den Toren der Universitätsstadt zu einer Oper; als einst die Sonntag auftrat, spürte er, beim Andrang zur Kasse stundenlang in drangvoll fürchterliche Enge gekeilt und von den auf ihre Rettung bedachten Leidensgefährten gestoßen und getreten, noch lange seine Knochen, meinte aber, er sei dafür reichlich entschädigt worden. Er hörte Musik mit großer Freude und Genuß, ohne doch eigentlich musikalisch zu sein, ohne Gehör und Gedächtnis und Schulung zu haben, Erfordernisse, die doch fast unerläßlich scheinen; in der eigenen Ausübung hat er es nur bis zu bescheidenen Grenzen gebracht.

Abgesehen von diesen gelegentlichen Theaterbesuchen war sein Leben während des ersten Heidelberger Winters ein ziemlich seßhaftes. Die Kälte war ungewöhnlich hart, Teuerung und Armut schritten durchs Land, die Not erzeugte Unruhen. Unmutig verzüglich der Student, der aus einem Hause kam, wo man bei bescheidenen Lebensansprüchen fremdem Elend gegenüber die Hand weit öffnete, was er in der Fremde beobachtete, mit dem Altgewohnten: „Für die Armen im Odenwald,“ schrieb er, „sammelt man jetzt hier; die Regierung wird die Sache in die Hand nehmen; unterdessen schickt sie Soldaten hin; die Not ist sehr arg; aber während so viele hungern, sind hier nichts als Lustbarkeiten; dafür ist Geld vollauf, aber beim Geben sind sie nicht besonders bei der

Hand." Zwei Jahre später, kurz vor seinem Examen, zeichnete er das selbstzufrieden lustige Leben am Neckar mit folgenden Strichen: „Schenkel deklamierte heute in der Kirche wie immer gegen Formen des Kultus ohne Glauben, gegen Priesterherrschaft, gegen Wunder- und Zeichenverlangen, kurz gegen den Katholizismus; dabei rühmte er seine liebe akademische Gemeinde, die sich nicht an Aeußeres hänge, nicht nur leiblichen Durst und Hunger habe, sondern das einzig Wahre suche und danach hungere und dürste. Dabei war freilich die Zuhörerschaft nicht so zahlreich wie sonst, besonders beim schönen Geschlecht, das es sonst für guten Ton hält, in die Universitätskirche zu gehen statt in die Stadtkirche. Der Grund war ein gestriger Ball, der bis in den späten Morgen gedauert hat. Mit der Tanzmut geht es hier ins Unglaubliche. Da ist kein Professor, kein Beamter, kein Kaufmann, der nicht einen Ball glaubt geben zu müssen, womöglich in den Sonntag hinein, damit man bequemer ausruhen kann. Daneben ziehen täglich Scharen von Bettlern aus den benachbarten Gegenden durch die Straßen und haben kein Brot, um ihren Hunger zu stillen; Sonntags um elf Uhr aber hören die Tänzerinnen ihren Schenkel über alles Gute und Schöne predigen, und wenn er sie auffordert, für eine arme Gemeinde beizusteuern, so legt jede zierlichst drei oder sechs Kreuzer auf den Teller des Einsammlers und ist fest überzeugt, ihren anderen Pflichten nachgekommen zu sein und sechs Tage wieder tanzen zu dürfen.“

Wo so viele Landsleute zusammentrafen, wurde natürlich der Heimat und dessen, was sie bewegte, nicht vergessen. Die Frage einer eidgenössischen Universität erregte damals die Gemüther, vor allem natürlich in den Hochschulekantonen. Burckhardts Wetter und treuer Freund Wilhelm Vischer, der später die neuerdings akut werdende Frage mit so vieler Einsicht erörtert hat, hielt ihn damals von Basel aus auf dem Laufenden und veranlaßte, daß auch in

Heidelberg eine sachlich kurze Gegenpetition inszeniert wurde. Als das Projekt zwei Jahre nachher begraben ward, war auch dort, unter den Baslern wenigstens, der Jubel groß; sie „versäumten nicht, dem Ständerat ein frohes Hoch zu trinken;“ doch war Burckhardt unbefangen genug, ob den Basler Interessen und den Nebenabsichten der Befürworter jenes Planes, das, was an ihm groß war, nicht zu übersehen; er meinte, im Nationalrat seien dessen Gegner mitunter tief unter dessen Befürwortern gestanden, denn von diesen hätten manche aus wahrer Begeisterung für ein Ideal und ohne jede Selbstsucht gehandelt. Er hatte also im gerechten Urtheilen der Gegner Fortschritte gemacht, gewiß nicht zuletzt Dank seinen geschichtlichen Studien, und das Wort, das er sich einst aus Zachariäs Büchern vom Staat notiert hatte, war ihm allmählich zu eigen geworden: „In einer Meinung, die von einer großen Anzahl Menschen geteilt wird, liegt allemal, sollte sie auch noch so irrig sein, wenigstens ein Zusatz von Wahrheit; es ist belehrender, diesen Zusatz auszuscheiden, als die Meinung schlechtthin zu verdammen.“

Mit dem Herannahen wärmerer Tage mußten Heidelberg's herrliche Umgebungen den allzeit tüchtigen Wanderer oft und gern von den Büchern, der Geselligkeit und dem studentischen Treiben weg und ins Freie locken. Der weite Gottesgarten, der sich dort um Strom und Hügel ausbreitet, machte ihm jenen Aufenthalt ganz besonders lieb. Wenn er von einem sinnenden Gang auf den waldigen Höhenzügen zurückkam oder einen goldenen Abend auf der Terrasse des Schlosses zugebracht hatte, konnte er in seinen Berichten über das Gesehene die wahrsten und wärmsten Töne echter Poesie finden. Er hatte ein tiefes Verständniß für die Natur im großen wie im kleinen; nie fühlte er sich gehobener und freier als in ihrer Mitte. Auch später hat er sich den Seinen in den Ferienwochen immer am rückhaltlosesten gegeben; an diese Tage sorgen=

losen Zusammenlebens und tüchtiger Märsche knüpfen sich für sie die frohesten Erinnerungen.

Das Jahr 1852 brachte eine reiche Fülle von Reisen; in den Pfingstferien mit Freund Rosenburger nach der burgreichen Pfalz, in den Fronleichnamsferien in den Odenwald, wo die Erbachsche Sammlung bewundert ward, im August dann, nach seiner Weise wohl vorbereitet, über Koblenz, Köln und Achen zum kurzen Besuch der im Seebad Heilung suchenden Mutter nach Ostende, dann nach Brügge, Gent, Brüssel, Antwerpen, Mainz. Nichts entging seinem eifrigen Schauen, und er genoß es in vollen Zügen und mit reichem Gewinn. Es war das erstemal, daß ihm die Kunst in reicher Fülle und gewaltigen Werken entgegentrat. Er ist ihr in seinem Leben schauend, lernend und sammelnd in steter Übung immer näher getreten und hat sich ein Urtheil und Kenntnisse erworben, wie sie bei Laien nicht gewöhnlich sind.

In Basel war seines Bleibens nicht lange; südwest- und dann wieder nordostwärts ging es in raschem Fluge zu den Gestaden des Genfer- und dann des Bodensees; hier sagte er der Heimat für ein weiteres Jahr ade. Neben Ulm, dessen altreichsstädtische Physiognomie ihn frappierte und wo ihn die Verwahrlosung des Domes bekümmerte, ging es nach Augsburg, wo ihm wiederum, wie in Heidelberg, die deutsche Renaissance mächtig entgegentrat, und dann zu einwöchentlichem Aufenthalt nach München, diesem seltsamen Gemisch gemüthlich sumpfenden Bierphilisteriums, eifriger Arbeit und Wittelsbach'schen Prunk- und Kunstsinns. Die Pinakothek war nur stückweise, aber doch in einem ihrer ganz großen Wunder, den Rubenssälen zu schauen; um so mehr Zeit widmete er der Glyptothek; immer und immer wieder konnte er sie sehen, schrieb der Enthusiast. Auch sonst ward die Zeit ausgekauft, wie es eben nur der Jugend möglich ist; das Oktoberfest, ein Trauergottesdienst für König Max, irgend eine Posse im Volkstheater,

die Antigone des Sophokles und das typische Kellerleben ließen sich ohne Störung harmonisch vereinigen. Nur schwer riß man sich aus einem heiteren Phäakenleben los; für Nürnberg blieb nur ein Tag übrig, denn in Berlin klopfte das Semester schon an die Türe.

Die Stadt bot damals nicht den heutigen Anblick; bei ihrem Wiedersehen nach 33 Jahren traute Burckhardt seinen Augen kaum. Und auch politisch durfte er sich damals wohl noch fragen, ob Macaulay Preußen als Macht zweiten Ranges nicht allzu hoch eingeschätzt habe. Sei dem wie ihm wolle, an der Universität und am Berlinerleben fand er volles Genüge. In Keller trat ihm nun doch ein Lehrer und Gelehrter ganz andern Schlages als Vangerow entgegen; da war nicht die spiegelglatt ebenmäßige voraussetzungslose Darbietung eines wie Baumöl zu schluckenden Lehrstoffes, sondern bald eine Skizze nur, ein überraschendes Streiflicht, bald ein tiefes Eindringen, eine frappante Parallele; im ganzen ein Mit-erleben, eine ungeheure Plastik gewesenen Rechtslebens, aber nur dem, der schon etwas mitbrachte, aufpaßte und den Kopf zusammennahm, zugänglich. Keller wirkte stark auf Burckhardt ein; er erschloß ihm das römische Recht ganz eigentlich; Quellen- und Litteraturstudien aller Art waren die Folge. Für den Romanisten hatte der Student eitel Bewunderung, so wenig ihm der Privat- und der Staatsmann sympathisch war. Er erblickte in seinem politischen Gesinnungswechsel keine Evolution, sondern eine Umwälzung, und verstand nach den Zürcher Antecedentien das heiße Bemühen um Erhebung in den Adelsstand nicht, zu dem der Kladderadatsch damals boshaft bemerkte, die Wiederaufnahme des früher in Zürich geführten Namens „Keller vom Steinbock“ würde trefflich passen, da sein Träger in seinen Ansichten inzwischen den Wendekreis des Krebses zurückgelegt habe. Burckhardt hörte bei ihm Hermeneutik, exegetische Uebungen und mit besonderem Interesse römischen Civilprozeß. Rälter ließ ihn Stahls Naturrecht, z. T.

wohl wegen der nicht tendenzfreien Darstellung, dann aber lag es auch am Fach an sich; obschon Burckhardt spekulativ zusammenfassender Betrachtung der Dinge sein Interesse nicht versagte, neigte er seiner ganzen Anlage nach weit mehr zu historisch-praktischer Anschauung und positiver Stoffkenntnis, im Rechte vor allem. Im übrigen waren es Kirchenrecht bei Richter, Strafprozeß und Völkerrecht bei Heffter, gerichtliche Medizin bei Casper, deutsches Privatrecht und Wechselrecht bei Homeyer und französisches Recht bei Daniels, die ihn jenes Jahr beschäftigten und wozu er sich durch Privatstudium mannigfache Notizen zusammentrug. Von Nichtfachkollegien ward nur noch Kunstgeschichte bei Guhl gehört; im übrigen trat mehr und mehr eigenes Arbeiten in den Riß. Den kriminalistischen Studien kam es zu gute, daß er unter den Fittigen eines sich als „Regierungsrat“ präsentierenden und darum dienstwillig empfangenen Basler Ratsherrn das große Zellengefängnis eingehend besichtigen konnte; er notierte sich vieles über das Geschaute, das ihm später als Justizdirektor nützlich sein mochte. Eine Stadt wie Berlin nur zum Fachstudium und Bücherlesen zu benützen, lag aber nicht in seinen Absichten. In ganz anderem Umfange als in Heidelberg genoß er Theater und Konzerte; er addierte sich schließlich selbst mit Schrecken, daß er sie in sieben Monaten wohl gegen neunzig Mal besucht habe; aber was er an Eindrücken empfangen, wie er seine Kenntnisse erweitert, was er von allerbesten Kräften angehört und geschaut, und was er später, wenn einmal im angestrengten Berufsleben, in dieser Richtung sich werde versagen müssen, das, meinte er, rechtfertige diese Fülle vollauf, umsomehr als diese Genüsse selbst einer Studentenbörse leicht erreichbar gewesen seien. Seine Geschmacksrichtung mag die Thatsache kundtun, daß ein Sechstel jener Abende auf wiederholtes, drei- bis viermaliges Anhören von Alceste, Fidelio, Figaros Hochzeit, Don Juan, Freischütz, Euryanthe, und fast die Hälfte auf Opern über-

haupt entfiel. Spaß bereitete es ihm, in Schillers Tell an Stauffachers Hause eine Menge Kantonswappen, darunter auch das von Basel zu erblicken.

Ueber der poetisch verklärten Schweiz ward ihrer damals oft traurig prosaischen Zustände nicht vergessen. Leidenschaftlich meinte Burckhardt angesichts der Tessiner Zustände, es müsse einem jeden, der eine Ehre dreinsetze, ein Schweizer zu sein, die Schamröthe ins Gesicht steigen, wenn er das Markten des Bundesrates mit Oesterreich ansehen solle; es sei traurig, sich sagen zu müssen: wir können nichts mehr, wir sind nichts mehr ohne andere; lieber bei ehrlicher Verteidigung untergehen, als diese Scheinselfständigkeit fortführen. Der Freiburger Aufstand, urtheilte er, könne jetzt, wo alles gegen Außen einig sein sollte, bei keinem Schweizer Anklang finden. „Das aber entschuldigt jene nicht, die den unnatürlichen Zustand dieses Kantons herbeiführten; der Putz zeigt ihnen von neuem laut genug, daß es nicht so leicht hält, ein Volk von seinen hergebrachten Sitten und Gebräuchen abzubringen, ihm sein Heiligstes zu verkümmern, ihm neue Gewohnheiten und Ansichten aufzudrängen. Wäre Carrard vor zehn bis zwanzig Jahren auf der entgegengesetzten Seite gefallen, so wäre er von den Radikalen als Märtyrer verehrt worden. Sein Tod hat wirklich nichts Gemeines; er wollte sterben, weil es ihm unerträglich war, vom Volk für einen agent provocateur der Regierung gehalten zu werden. Die siegreiche Regierung und ihre Leibwächter rühmen sich ihrer Milde, daß sie Perrier nicht zum Tode verurteilt haben, sondern nur zu dreißig Jahren Zuchthaus! Sie konnten nach Bundesrecht gar nicht anders, thaten also das Aergste, was ihnen möglich war. Milde gegen Aufständische ist überhaupt nur radikaler Grundsatz, wenn die Strenge sie treffen könnte; man denke an Neßi. Der ‚Bund‘ kann natürlich die Regierung nicht genug loben und ihr danken; sie that doch nur das Natürlichste, wenn sie für ihre

Selbsterhaltung sorgte. Wie anders wurden die Luzerner Freischarenzüge seinerzeit beurteilt, und doch war in Luzern nicht dieselbe mächtige Mehrheit des Volkes gegen die Regierung, wie jetzt in Freiburg."

Solche Gedanken sowie Mittheilungen über seine Beschäftigungen und die Erlebnisse des Tages beherrschten seine Briefe; über sein tiefstes Innenleben zu sprechen, war seine Art nicht, wie er es auch bei anderen nur schwer ertrug; er ward den Vergleich mit einem Wegwerfen aller Kleider nicht los. Ob dieser Tatsache, die doch an ihm altgewohnt war und ob dem ganzen bunten Berlinterreiben ward der um das seelische Wohl ihres Sohnes besorgten Mutter Angst. In ihrem stillen, häuslichen Leben kam ihr jene laute Welt fremdartig und feindselig vor; sie fürchtete den Sohn in ihren Strudel mitgerissen und aus dem in der Jugend sorglich gepflegten Boden alten, frommen Glaubens entwurzelt zu sehen; da sie ihn wenig von Kirchenbesuch berichten hörte, schloß sie aus dem Schweigen auf ein Fehlen der Gesinnung; sie mißtraute seiner Umgebung; selber kränklich und mit einer kranken Tochter fern von zu Hause in einer ihr unsympathischen Gesellschaft abwesend, steigerte sie, der Möglichkeit der Aussprache beraubt, immer mehr ihre quälende Furcht; sie ward sie Tag und Nacht nicht mehr los, und als ihr ein Traum Schlimmes gezeigt, redete sie ihm eindringlich ernst ins Gewissen, forderte Rechenschaft über seinen Kirchen- und Abendmahlsbesuch, eine Revision seiner Freundschaften und Aufschluß über Fortgang und Abschluß seiner Studien. Die Korrespondenz ist für beide Teile zu charakteristisch, als daß sie in diesem Lebensbilde fehlen dürfte. Keiner Schuld bewußt, antwortete er: „Wenn mich alle Briefe, die ich erhalte, freuen, so ist es doch bei den Deinen ganz besonders der Fall. Das entspringt wohl nicht nur aus einem Gefühl kindlicher Pietät, sondern noch mehr daraus, daß ich weiß, wie unsere Gefühle und Gesinnungen

in so vielem übereinstimmen, wie wir eins das andere begreifen und daher auch gegen einander ein offenes Zutrauen hegen. Darum lese ich Deine Briefe stets mit Freude, auch dann, wenn sie von untergeordneten Dingen handeln; denn es entscheidet nicht die Sache, die geschrieben und gelesen wird, sondern die Gesinnung, in der man sie schreibt und in der man sie liest. Ich würde aber Unrecht tun, wollte ich Dir verschweigen, daß Dein letzter Brief mich nicht so ganz recht erfreut hat. Es fehlte mir darin das Zutrauen, sogar hier und da eine liebevolle Betrachtung der Dinge. Es ist darin vieles, das meiner und auch Deiner früheren Anschauung widerspricht. Was ich von der Kirche halte, weißt Du, und Du weißt, daß ich sie auch hier besuche; aber es ist etwas anderes, es zu Hause mit allen Bekannten und Genossen oder in der Fremde mit Unbekannten zu tun. Und das Gemeindegefühl ist ja gerade beim Kirchenbesuch etwas Wesentliches; denn eine Predigt, ja noch besseres als Predigten könnte ich auch daheim lesen. Ebenso ist es beim Abendmahl; auch hier ist die Gemeinschaft das Wesentliche, und sie kann für mich keine so rein geistige sein, daß ich mich hier, wo keine Seele mich kennt, dabei so recht mit anderen eins fühlen könnte. Da bleibe ich lieber zu Hause, oder gehe still für mich und sinne nach oder lese. Der Kirchenbesuch ist doch höchstens ein Beweis des inneren Zustandes; er schafft ihn nicht und ersetzt ihn nicht. Ich bin durch meine Erziehung und Anlage in der Möglichkeit, über diese Dinge nachzudenken und nachzuforschen; eine Predigt mag mich belehren und anregen, aber sie wird mir nicht den vorhandenen Sinn erst schaffen oder umändern müssen. Es ist gewiß unrichtig, wenn Du Kirchbesuch Nichtkirchbesuch und Glauben Unglauben so zusammenstellst, als ob nur ein Ungläubiger nicht jeden Sonntag zur Kirche ginge. Gewiß sucht sich ein rechter Christ mit Gottes Hilfe im Guten immer weiter zu bringen und wird die Mittel dazu nicht verschmähen; aber die Mittel ohne den guten Willen

sind nichts und es giebt auch noch andere Mittel. Daß da nun auch andere Schuld sein sollen, die mich überhaupt von allem Guten abhielten, kann Dein Ernst nicht sein. Ein solches Richten und Messen anderer ist mir in Deinen Briefen neu; ich selbst bin dazu nur gar zu oft aufgelegt, aber es ist heilsam, wenn ich dann stets an meine Schwachheit denke und wie nötig ich Nachsicht habe. Mit meinen Freunden und ‚Pseudofreunden‘ bin ich hier im Reinen; von meinen Meinungen bringen sie mich nicht ab und ich bin für die Erfahrungen, die ich mit ihnen gemacht, dankbar (folgt der früher erwähnte Passus über die Freundschaft). Was mein Examen betrifft, so könnte ich es wohl bis in einigen Monaten machen; da mir aber Zeit und Umstände erlauben, noch mehrere Jahre meiner Ausbildung zu widmen, so ziehe ich es vor, nächsten Winter noch Pandekten zu hören und dann im Frühling zu doktorieren.“ Bei der offenen Aussprache zerstreuten sich die Wolken rasch. „Ich danke für Deinen Brief,“ schrieb die Mutter; „denn Deines Herzens Gesinnungen sind mir dadurch wieder einmal klar geworden. Ich bin krank und ich bin in der ungewohnten Fremde; da mußt Du mir Verkehrtes etwa hingehen lassen. Daß Du denkst, ich wollte Dich kränken, schmerzt mich, weil ich darin ein zu geringes Erkennen meiner Liebe wahrnehme. Sag Dir zehnfältig bei jedem meiner Briefe: es ist die alte Mutter, die schreibt; nur ihre Liebe ist noch jung. Angst führte meine Feder; sie entsprang der Liebe. Ich fürchtete, alles zu sehr gehen zu lassen und mich um Dein Inneres zu wenig zu kümmern, mich zu sehr auf Deine Selbstständigkeit zu stützen und aus Bequemlichkeit der Pflicht der Ermahnung nicht nachzukommen; ich fürchtete, mein Zutrauen zu Dir sei zu groß. Bist Du denn allein verantwortlich für Dein Seelenheil? Angenommen auch, ja von jetzt an, so habe ich vielleicht doch frühere Vernachlässigung verschuldet und sollte das Verschämte wenigstens nachzuholen suchen. Aber wenn Du nur stets

in Dir fortschreitest und ein wirklich inneres Leben von Dir gehegt und gepflegt wird, so bin ich zufrieden; Gott wird das andere versehen. Zwangsweises Ueberzeugenwollen in diesen Dingen ist verkehrt. Aber würdest Du der historischen Continuität stets folgen, so müßtest Du das Kirchenverfümen als einen Bruch mit der Vergangenheit ansehen; denn von Kind auf warst Du ans Kirchengen gewöhnt. Und ich dachte, die Kirche sei eine Gemeinschaft aller Gläubigen, nicht bloß der Freunde und Verwandten. Ich wünsche bei Dir nicht Sinnesänderung, sondern Sinneserhaltung. An mir selber finde ich so vieles zu richten, daß ich dachte, bei Dir möchte es vielleicht auch nötig sein, und da wir doch etwelche Aehnlichkeit haben, denke ich, eine gewisse Schüchternheit sei vielleicht eher die Grundursache Deines Zurückziehens, wenn es gilt, öffentlich seine Gesinnung zu betätigen. Was die Freundschaft betrifft, so bezog sich meine Zumutung nicht auf einen Freund im schönen ganzen Sinn, sondern bloß auf einen, der den Namen trägt, im Grund aber uns herabzieht. Ist dies der Fall nicht und bist Du stärker als ich gedacht, so bin ich von Herzen froh und ist mir Deine Treue goldeswert; ich will glauben auch wo ich nicht sehe. Mich hat im ganzen Leben nichts mehr gehärmt, als wenn ich in Dingen, die mein Innerstes betrafen, von meinen Liebsten nicht verstanden wurde; Dir hätte ich dieses Glück gewünscht, und ich weiß, daß der Umgang der Nächsten unendlichen Einfluß ausübt und wir unsere Selbständigkeit eben dann leicht einbüßen, wenn wir jemand lieben und alles mit ihm teilen möchten. Weil ich selbst oft eines Ermannens aus der Schläffheit, eines Aufrassens aus geistigem Schlaf, eines Zerreißens der mich hemmenden irdischen Bande bedarf, eines gewaltsamen Rucks, um wieder zur Freiheit zu kommen, setzte ich dies Bedürfnis auch bei Dir voraus. Nun mag ich Buße gepredigt haben, wo solche nicht von Nöten ist, wenigstens nicht auf diese Weise. Arbeiten

wir also, jedes auf seine Art, zum Frieden mit Gott zu gelangen. Was Dein Studium betrifft, so schien mir, wir verständen die Sache zu wenig, niemand kümmere sich um Deinen Fortgang, Du fühltest vielleicht die Last des Alleintragens und möchtest Dir bei Männern Deines Faches in Basel Rat erbeten. Nun, ich werde wohl ferner, um nicht fehl zu gehen, diesen selten angestimmten und deshalb disharmonisch gewordenen Ton fallen lassen müssen und wieder die angewöhnte und angeborene Rolle des Liebenden und Mitteilens mehr als die des strengen Ermahnens übernehmen; es ist mir lieber und leichter, und ich bin froh, wenn ich bloß dieses anwenden darf." So kam die beidseitige Aussprache zum guten Ausklang; in der Hauptsache hatte man sich doch Eins gefunden, und als Jahrzehnte später Burckhardt selber als Vater die Frage stellte: „Gehst Du regelmäßig zur Kirche und stehst Du täglich mit Gott in ernsthaftem, aufrichtigem Verkehr?“ verstand er die Sorgen seiner Mutter, die Bedeutung steter Übung und das Unzulängliche bestgehegter Festigkeit weit besser als damals.

Die Pfingstferien des Berliner Aufenthaltes brachte er, überrascht, weil nicht mit allzuviel Erwartung hingereizt, in der sächsischen Schweiz zu; im Sommer besuchte er dann auf fünfwöchiger Reise mit zwei Freunden Greifswald, Rügen, Stralsund, Rostock, Warnemünde, Dobberan mit seinen seltsam trinkfreudigen Grabinschriften, Schwerin, Lübeck, Hamburg, Hannover, Amsterdam, Haag, Scheveningen, Leyden, Rotterdam, Antwerpen, Brüssel, Köln, Wiesbaden und Frankfurt, dann rasch die Mutter am Genesee; und nach kurzer Rast ging es, diesmal mit seinem Vetter und nachmaligen Schwager Adolf Burckhardt, zum letztenmal fürs Wintersemester 1853/54 nach dem geliebten Heidelberg. Die Eltern hätten ihn gerne bei sich behalten; aber sie ließen seinen Selbständigkeitstrieb gewähren. Immerhin wünschten sie nun zu erfahren, wo das Studium hinauswolle und wie der Sohn von

zukünftiger Tätigkeit und Beruf denke. Stand doch der und jener der Altersgenossen schon in oder vor einer praktischen Laufbahn; eine solche für den Sohn ins Auge zu fassen mochte dem Vater wohl nahe liegen, während die Mutter im Hinblick auf den früh verstorbenen trefflichen Schwager Christoph Burckhardt und den noch in vollstem Wirken stehenden Bruder Wilhelm Vischer wohl an akademische Betätigung dachte. Die Antwort lautete dahin, er könne nur Eins sagen: einstweilen trachte er so zu studieren, daß er in seinem Fache kein bloßer Dilettant sei. Das stehe ihm fest: dem wissenschaftlichen Berufe als Dozent oder Schriftsteller werde er sich nicht widmen; so gut ihm diese Tätigkeit an und für sich behagen würde, so komme es da eben nicht aufs Wollen, sondern aufs Können an und da fehle es. Andererseits, als Notar in eine Schreibstube zu sitzen, Vermögen zu verwalten und Zinse einzuziehen, kurz, diesem trockensten aller Geschäfte des Geldvorteils wegen sich zuzuwenden, dazu könnte er sich nur entschließen, wenn er durchaus darauf angewiesen wäre; soweit wolle er es bringen, daß er, wenn nötig, das betreffende Examen wohl bestehen könnte; aber lieber wäre er dann noch ein ganzer Kaufmann geworden. Es gebe aber doch auch praktische Beschäftigungen anderer Art, wozu er mehr Neigung spüre, zum Beispiel als Richter. Soweit die in mancher Hinsicht bezeichnende Antwort; im ersten Teil eine Selbstbescheidung, wie sie in diesem Lebensstadium wohl nicht eben häufig ist; sie hat ihn auch 1866 veranlaßt, die von unserer andersdenkenden juristischen Fakultät durch ihren Dekan G. Hartmann an ihn gerichtete Aufforderung, ihr als Ehrendozent beizutreten, mit derselben Motivierung abzulehnen. Daneben äußert sich in jener Antwort ein gewisser Freiheitstrieb, ein etwas einseitig gestimmtes Ablehnen erwerbender Tätigkeit, und positiv der Wunsch, der Allgemeinheit irgendwie, sei es auch nicht in vorderster Linie, zu dienen. Politische Karriere zu machen, darauf ging er nie aus;

jedes neue Amt ward ihm je und je Anlaß zu neuer Prüfung, ob er wohl bestehe; aber jene Richtung seiner Gedanken sprach sich, klarer noch als in diesem Aufschluß, schon in der während des ersten Heidelberger Aufenthaltes erfolgten Niederschrift aus Ciceros Buch vom Staate aus: „Nicht dazu hat uns das Vaterland erzeugt und erzogen, um nichts von uns zu fordern, um nur seinerseits uns zu dienen und unserer Ruhe und Muße eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren, sondern um die besten und stärksten Kräfte unseres Herzens, Verstandes und Urteils zu seinem Nutzen als Pfand zu nehmen und uns nur soviel zum eigenen Gebrauche übrig zu lassen, als es entbehren kann.“ Es war gewiß nicht vorab das historisch Typische, das für die Erfassung einer längstvergangenen Zeit ethisch Interessante, was ihn an diesem alt-römischen Credo anzog, sondern es war ein ihm aus der Seele gesprochenes, die eigenen Lebensanschauungen wiedergebendes Bekenntnis. Daß die Verhältnisse ihm die Freiheit gaben, es zur Tat umzusetzen, dafür war er stets dankbar.

Einstweilen handelte es sich aber noch darum, mit Macht Pandekten und andere Examensvorbereitungen zu treiben. Für beides wie auch für den Abschluß selber schien ihm Heidelberg sowohl von seiten der vertrauten Lehrer und Examinatoren als der ungestörten Arbeitsmuße der geeignetste Boden. Die Basler Professoren waren indessen mit diesem erneuten Aufenthalt am Neckar nicht allzufrieden und verletzten mit ihrem Urteil über die dortigen Kollegen die Eltern unseres Studenten in nicht geringen Schrecken; speziell Vangerow ward abfällig eingeschätzt und daneben angetönt, es wäre passender, wenn der junge Basler den Doktorhut in der Vaterstadt und nicht im Auslande holen würde. Der ließ sich das aber nicht anfechten. „Ich gebe zu,“ antwortete er auf die mütterlichen Warnrufe, „daß unter unseren Professoren hier vielleicht nicht einer gerade ein Genie ist, das auf Jahrhunderte einen Namen haben

wird. Aber Windscheid, wie er vor zwei Jahren Bangerow hörte, rühmte mir, er habe seit Savigny keinen solchen Lehrer mehr gesehen. In der That ist er in seiner Art ausgezeichnet; alles, was er sagt, könnte nicht deutlicher und klarer sein; in diesem Bestreben geht er freilich oft etwas weit und wird breit. Uebrigens hat man auch noch auf anderes zu sehen als auf die Kollegien; jeder ist gerne hier und jeder spricht noch in seinen späteren Jahren gern von der Zeit, die er hier verbracht. Was den Doktor betrifft, so gebe ich zu, er ist hier leichter zu machen als an manchen anderen Orten. Aber was beweist schließlich so ein Examen? Bei uns ist der Titel ein notwendiges Uebel und einerlei, wo man ihn geholt hat.“

Am 14. März 1854 ward denn auch dies Uebel in der Neckarstadt ohne Dissertation mittelst zweier schriftlicher Arbeiten und einer mündlichen Prüfung glücklich absolviert. Das peinliche Verhör vollzog sich nach löblichem Ujus abends beim Schmause in der Wohnung des Dekans. Der Graduierte sandte tags darauf der Mutter folgendes Genrebildchen gemüthlichen Universitätskleinlebens: „Das prächtige Wetter lud gestern zu allem eher ein als zu einer dreistündigen Examenssitzung; die Herren waren wohl so ungern bei der Sache wie ich und kamen alle von Spaziergängen, waren daher mit einem guten Durste versehen; dem konnten sie abhelfen, indem auf dem runden Tisch, um den man saß, vier große Weinflaschen bereit standen. Bei den zwei ersten, Rosshirt und Mittermaier, ging die Sache gut und ich stärkte mich an der Ragoutpastete, die der Herr Oberpedell jetzt servierte. Unterdessen ward es dem alten Mittermaier zu lange, und er verließ uns, um sich im hiesigen Theater den Hamlet anzusehen. Nun kam Renaud; da ging es minder gut; er inquirierte auf eine obiose Art über Erbverträge bis ins kleinste Detail: über die Einteilung in pacta constitutiva, conservativa, restitutiva, devolutiva, dispositiva, über

die Form, über die Frage, ob Testamentsfähigkeitsalter genügt u. s. w.; er will mehr zeigen, was er weiß, als sehen, was der Kandidat gelernt hat. Bei Böpfl war es wieder besser, und nun rückte eine Pause und zu ihrer Ausfüllung ein excellenter Rehbraten mit Lattichsalat an, von dem ich jedoch nicht mit großem Appetit aß, da Bangerow mit den Pandekten drohte. Doch bestand ich dann gerade hierin gut und bekam dadurch Mut und Appetit, so daß mir die nun folgende Torte nicht übel mundete. Zuletzt kam Wohl, der mich über schweizerisches Staatsrecht der letzten 60 Jahre fragte, worin er recht gut beschlagen ist. Endlich war es gegen neun Uhr vollbracht und der Herr Dekan hieß mich abtreten ins Nebenzimmer. Jetzt wurde das Urtheil gefällt und ich dann wieder hineingerufen; es war mir äußerst lieb, als es hieß, der Herr Kandidat habe sein Examen summa cum laude bestanden und es werde mir hiezu gratuliert. Bangerow forderte mich nun noch auf, mit den Herren anzustoßen, was ich mit Freuden that, worauf ich mich sofort mit einem Knix entfernte. Es war mir bedeutend wohl, wie ich das Haus im Rücken und meine harrenden Freunde vor mir hatte; Ihr könnt Euch denken, daß es an diesem Abend etwas spät wurde."

Der neue Doktor war nicht gesonnen, sich straks in die Praxis einspannen zu lassen. Er meinte, jetzt fange das Studiren erst recht an; um sich allseitig zu bilden, müsse er seine Fachkenntnisse vertiefen, sich tüchtig in andern Wissensgebieten herumtummeln und allerlei Land und Leute sehen; wer könne wissen, wie weit sich dazu noch Gelegenheit biete, wenn man erst einmal in Basel festsetze. Die Eltern willfahrten dem Sohne in der weitherzigen Weise, mit der sie sein Selbstbestimmungsrecht je und je achteten, und so ward die errungene Freiheit zunächst noch einen Sommer lang im schönen Heidelberg genossen; die mannigfache Lektüre und diesmal noch mehr die viele Bewegung im Freien, beides Lebensbedürfnisse, die ob der Examensvorbereitung etwas waren vernach-

lässigt worden, wurden wieder aufgenommen; neben Mohls, Bluntschlis, Mittermaiers und Feuerbachs juristischen Werken wurden Macaulays Essays, Heuslers Trennung des Kantons Basel, Monnarths Fortsetzung der Schweizergeschichte durchgelesen und von schöner Litteratur einige Duzend Werke genossen, von Aristophanes über Calderon, Lessing, Wieland, Schiller, Goethe, Jean Paul, Manzoni und Immermann bis hinunter auf Hauff und Heyse. In den Pfingstferien wurden dann die Rheinlande, nach Semesterschluß Stuttgart, Ulm und Augsburg und im Hochsommer die bündnerischen Rheinthäler, das Engadin und das Bergell, wo ein alter Zofingerfreund heimgesucht ward, bereist; ein prächtiger Gemskopf, eine Beute seines Führers, des berühmten Jägers Collani, hielt zeitlebens die Erinnerung an die gelungenen Berg- und Gletscherfahrten lebendig. So ward der Sommer im wesentlichen mit fröhlichem Bummeln zugebracht. Bei all diesem Wandern fehlte es nicht an Gesellschaft. Die gelungenste Episode war doch wohl die, wie er einen in Bonn studierenden Freund besuchte, ihn aber ausgeflogen, und als er dann nach Heidelberg zurückkehrte, dort vorfand; jeder hatte dem andern dieselbe Ueberraschung zugebracht; natürlich ward nun die Tour verlängert und dem abgerissenen Bonner nach bestem Vermögen mit Geld und Garderobe unter die Arme gegriffen. Ein Bild, das der Mutter diesen und einen Heidelberger Freund schilderte, mag als Zeugniß für Burckhardts sicheren Blick hier seinen Platz finden: „X. ist ganz deutscher Student, voll Phantasie, voll frischer Lebenslust, voll Liebe und Begeisterung für alles Schöne; das Alltägliche verachtet und vernachlässigt er oft bis zur Affektiertheit; Geld und Geldeswert sind ihm ganz gleichgültig; dagegen ist er ein trefflicher Begleiter in der freien Natur oder in Kirchen und Museen, freut sich an jeder schönen Aussicht, an jedem malerischen Punkt, bleibt entzückt und erstaunt vor jedem Kunstbilde. B. dagegen ist das Urbild eines soliden Baslers: immer sich gleich,

wenigstens nie so bewegt, daß es äußerlich hervortritt, nüchtern alles betrachtend und dann seine oft richtigen Ideen anbringend, auf das Geld leider nur zu hohen Wert setzend, dagegen zuverlässiger auch im Kleinen als K., praktischer, solider. Mergerlich war es mir, wenn er oft an den schönsten Punkten sein Rechnungsbuch hervorzog, die Ausgaben berechnete und abwog, was teuer, was wohlfeil sei. J. sah in K. nicht viel mehr als einen Lump und K. schalt J. einmal übers andere einen Bedanten."

Der Abschied von Heidelberg ward Burdhardt nicht leicht; er fand aber im Herbst einen freilich anders gearteten Ersatz in Paris. Von seinem dortigen Aufenthalt hat er immer mit besonderer Freude gesprochen. Er war ein zu guter Beobachter, als daß ihm die Schattenseiten des französischen Wesens und speziell des Pariser Treibens unter dem zweiten Kaiserreiche entgangen wären; er pflegte über derlei schonungslos zu urteilen und es womöglich zur Seite liegen zu lassen; aber er wußte unbefangen das Echte und Große voranzustellen, das sich ihm dort bot, und wie einige vierzig Jahre nachher in seinem Hause ein guter Wuppertaler Missionsgast mit Entsetzen von dem „modernen Babel“ unter derber apokalyptischer Benennung sprach, geriet er weidlich in Harnisch und meinte, man möchte doch zuerst vor den Türen von Berlin kehren. Neben verschiedenen Kursen an der Ecole de droit und der Sorbonne waren es besonders die Sitzungen der Gerichtshöfe, die den jungen Juristen anzogen. Er studierte in seiner methodischen Weise eifrig die verschiedenen Zweige des französischen Rechts, die Verwaltung, speziell die Armenpflege, das Civilstandswesen und den Staatsschuldendienst, dann Strafrecht, Strafprozeß, Handelsrecht, Verschollenheit, Hypothekarwesen und Eherecht; es ist ihm manches davon später direkt zu gute gekommen. Daneben trieb er französische und vergleichende Litteraturstudien, forschte speziell auch dem Einfluß Shakespeares auf die neuern Dichter nach und schenkte der französischen Kunst

eingehende Beachtung. Die goldene Altartafel im Hotel de Cluny weckte alte Schmerzen; vielleicht ist damals der erste Grund zu seiner späteren Publikation über den Basler Kirchenschatz gelegt worden. Daneben besuchte er die großen Sammlungen, die Konzerte des Conservatoire und die Theater mit der unermüdlichen Leistungs- und Aufnahmefähigkeit, die ihm bis in sein Alter in einer für die Begleiter stets unbegreiflichen und mitunter recht fühlbaren Weise eigen war, und erfreute sich mancher gastlicher Beziehungen, sowohl in Baslerhäusern als auch mit Künstlern, zu denen er sich je und je gern hielt; er liebte von ihnen manches in Dingen der Kunst zu lernen und in ihrem ungezwungenen Verkehr war ihm stets besonders wohl. So hat er später von einem Besuch bei Arnold Böcklin in Florenz, dessen Endergebnis der Ankauf des Opferhains fürs Museum war, bekannt, er habe in einer Stunde angeregtesten Gesprächs mehr gelernt als jahrelang in Büchern. In Paris ging er damals bei Kupferstecher Weber aus und ein und sah auch häufig Landerer, Winterhalter und Bürkli. Daß auch sein Freund Dr. Karl Stehlin in Paris weilte, erhöhte die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Frankreich stand damals mitten im Krimkrieg. Der Kontrast zwischen dem Jammer in der Ferne und der ungetrübten Hege der Lustbarkeiten in Paris gab Burckhardt nach seiner Weise viel zu denken. Er war nicht erfreut über die Art, wie offiziell das Elend vertuscht, für die gloire theatralisch Stimmung gemacht, der nationalen Eitelkeit geweihräuchert, der Feind als verächtlich, halbwild, lügenhaft, feig, trunkenboldig und grausam, das verbündete Heer dagegen und vorab der französische Soldat als liebenswürdig, tapfer, selbstlos, kurz als Ausbund der Ethik dargestellt wurde. Die enorme Zugkraft eines Spektakelstückes, Schlacht an der Alma betitelt, im théâtre du Cirque, wobei wohl auf höhere Veranlassung ostentative Blumenmänner in den stalles saßen und im passen-

den Moment in Beifall arbeiteten, täuschte ihn nicht darüber, daß im Kaiserreich nicht alles, was glänzte, Gold war. Er notierte sich mit Staunen die nur allzu offen versteckten Persifflagen schlimmster Art, die in den Theatern und Blättern trotz aller Censur über Kaiser und Kaiserin ausgeschüttet wurden, und die Thatsache, daß in einem Abendkurse einfache Arbeiter mit gespannter Aufmerksamkeit und, wie die Klarheit und Schärfe ihrer Fragen und Antworten zeigten, mit bestem Erfolg sich über Recht und Verwaltung belehren ließen. Er erschrak vor dem Gedanken, daß Dumas in seiner *demi-monde* wahr und nicht dramatisch übertrieben könnte geschildert haben und bewunderte die Treue, mit der Bonjard in „l'honneur et l'argent“ das rücksichtslos materielle Strebertum und den Geldkultus geschildert hatte. Er, der im Reichtum eine Verantwortung und eine Quelle von Pflichten sah, hatte für egoistisch-genüßlerische Vermögensanhäufung, für Geldstolz und für soziale Wertung je nach der Zahl der Nullen keinerlei Verständnis. 1852 hatte ihm Kortüm aus der Seele gesprochen, als er das kommunistische Schatzgraben der Berner und das konservative der Wiener Spekulanten, das Treiben des Fabrikadels gegenüber dem von ihm geschaffenen Proletariat, überhaupt das ganze genuß- und geldgierige Wesen tadelte, dem höhere Ideen und Zwecke fern lägen. Bei Bonjard fand diese Stimmung ein willkommenes Echo; die Verse:

„et quand on est pourvu de tout ce qu'on souhaite
il faudrait être un sot pour ne pas être honnête“

erschieden ihm als Mahnung, Fehltritte und Ehrbarkeit vorsichtig und nicht satt zufrieden moralisch zu würdigen.

Neben alledem hatte er in Paris englische Geschichte, Litteratur und Rechtsverhältnisse zu studieren begonnen, um sich zu einem Aufenthalt in London vorzubereiten. Er führte ihn im Sommer 1855 aus, besuchte mit erschöpfender Gründlichkeit die Stadt und

ihre Umgebungen, mit besonderem Entzücken die Gartenanlagen und kunstgeschmückten Behausungen der englischen Großen, Richmonds liebliche Hügel, den Pflanzenreichtum von Kew, die Schätze des Britischen Museums und der Nationalgallerie, nicht minder eifrig, aber auch die Gerichtshöfe und die Bibliothek. Abends bildete er sich gerne im Cigar Divan gegen Erlegung der üblichen halben Krone bei ambulanten Lehrmeistern im Schachspiele aus. Er ist der edeln Kunst bis in die letzten Jahre, wo ihn jeweilen nach den ersten Zügen das Asthma anpakte, mit Eifer obgelegen und hat Mußestunden gerne zur Lösung von Schachaufgaben und zum Studium einschlägiger Litteratur verwendet. Was ihn damals in England alles interessierte, zeichnete er mit später nicht wiederholter Vollständigkeit auf; neben Tagebuchnotizen über alles, was er geschaut, finden sich da in bunter Reihe Bemerkungen über englische Kunst und über fremde Kunst in England, über Macaulays Friedrich den Großen, über Goldsmiths Leben und Werke, über Sohn Ruffels Politik, markante Missenfälle, neuere englische Architektur, englisches Theater, Elgin Marbles, antike Epigraphik, englischen Prozeß, Civilrecht, Strafrecht, Verfassung und Verwaltung, Thomas Moore, Burke, Guizots Macchiavelli, englische Ansichten über die Jury, Straßenjenen, englisches Armenwesen, Kirchenverfassung und Militärwesen, politische Geschichte, die Grenzen zwischen Justiz und Verwaltung, um nur einiges aufzuzählen. Er las mit Gewinn Shakespeares Königsdramen, die Juniusbriefe, Blackstone, Bacon, Macaulays englische Geschichte, DeVolmes englische Verfassung und eine reiche Zahl von Werken schöner Litteratur und von Biographien. Seinen Aufenthalt beschloß er mit einer Reise durch England, Schottland und Irland, die schönste, die er je gemacht, meinte er damals, wo er Italien noch nicht kannte. Dann kehrte er für einige Monate nach Basel zurück, wo er sich zum erstenmale dem Staat als Verhörschreiber im Lohnhof nützlich erwies.

und im übrigen die englischen Studien, denen er immer treu blieb, fortsetzte. Seine Wanderperiode beschloß er dann Ende Januar bis April 1856 mit einem letzten Aufenthalte in Paris im Hause des trefflichen Waadtländer Dichters Juste Olivier, den litterarische Zwecke von seinen stillen Furahöhen in die französische Centrale getrieben hatten, wo sein Stimmchen verloren war wie das eines Heimchens in einem tosenden Maschinenraume. Burckhardt trieb hier französische und englische Rechtsgeschichte und Geschichte des Mittelalters; er machte sich ans Chroniken- und Urkundenlesen; so wurden z. B. Barante, Philipp de Commines und Froissard mit Genuß und unbeschadet moderner französischer Historiker, Gerichtsredner und Nationalökonomien durchgenommen; daneben stand in vorderer Reihe das moderne Recht, vor allem Strafrecht und Strafprozeß; die Kurse von Baudillard, Arnould, Janin, Nisard, St. Marc und Loménie wurden besucht; nebenher ging der Besuch der Pariser Wohlfahrtseinrichtungen; die oeuvre centrale und die oeuvre évangélique, der französische Protestantismus überhaupt und kirchliche Fragen aller Art fanden, durch G. Monods Predigten angeregt, sein lebhaftes Interesse. Paris und seine Umgebung wurden nach allen Seiten in Begleit trefflicher Freunde, die er hier gefunden, besonders der nachmaligen Professoren His und Hagenbach, durchstreift, Theater und Konzerte, trotz unwillkommener Krankheitsunterbrechung, eifrig frequentiert, als sollte hier noch ein Reservevorrat auf Lebenszeit angelegt werden, und in der That wurde dann in Basel Thalia stark vernachlässigt. Die Geburt des Prinzen und der ersehnte Friedensschluß brachten eine Reihe glänzender öffentlicher Schauspiele, Illuminationen, Gratistheater, Te Deum &c. Ein fünftägiger Osterausflug nach Rouen, Havre und Caen schenkte tiefgehende Kunstindrücke und fröhlichen Verkehr mit Landsleuten; einen traurigen Eindruck dagegen machte ihm das Begräbniß Heinrich Heines am 20. Februar, wo er als

einer der wenigen Begleiter dem Leichenwagen zum Cimetière Montmartre folgte. A. Dumas und Théophile Gautier hatten sich als einzige französische Autoren angeschlossen, daneben einige Journalisten, Neugierige und Verehrer des Dichters. Wort-, sang- und klanglos ward der Sarg in die Gruft versenkt; das kleine Häuflein zerstreute sich und ein Tagesblatt faßte den trostlosen Eindruck dahin zusammen: „on était indifférent à la mort d'un homme indifférent.“ Eine schreckliche Wahrheit, meinte Burckhardt; ihm schien das Schicksal des im glänzenden Paris selbstverbannten und dort als ein gleichgültiger Fremder gestorbenen Poeten trauriger als das Ovids in Tomi.

Sechs Jahre hatte Burckhardt zu seiner Ausbildung verwenden können. Er hatte sie vielseitig ausgenützt und freudig genossen; er kehrte tüchtiger, fester und geförderter zurück, als er fortgegangen. Er war nun doch froh, in heimische Verhältnisse zurückzukehren und für andere nutzbar machen zu können, was er sich erworben. Er hat später den Segen, der in der täglichen mitunter auch unerquicklichen Berufsarbeit liegt, immer und immer wieder betont; damals aber hatte es mit der Ausführung jener Vorsätze zunächst doch noch gute Wege. Es ist nie leicht, sich aus großen Verhältnissen und aus der Freiheit eines Lebens, das man sich nach Belieben gestaltet hat, mag es noch so gut verwendet worden sein, in das Joch einer von außen herantretenden, in oft engen Schranken sich bewegenden Tagesaufgabe zu begeben. Burckhardt, der einen gewissen Hang zu beschaulichem Studium und wesentlich receptiver Tätigkeit hatte, ließ den Beruf mehr an sich herankommen, als daß er ihn suchte; bei dem öffentlichen Wirken, das er erhoffte, war dies auch kaum anders möglich. Er trat etwa als Verteidiger in Strafsachen und als Protokollführer in Tätigkeit; im ganzen aber fuhr er zunächst fort, seine Privatgelehrsamkeit zu fördern. Er beschäftigte sich mit amerikanischem Recht und Verfassung, mit Arbeiterfragen,

Ehescheidungsrecht, Moraltatistik, Gefängniswesen und geschichtlichen Studien. Nach den Wanderjahren kamen die Wartejahre, und mit ihnen ein reiches, aber jäh abbrechendes Glück.

Er gründete im Jahre 1857 mit seiner Jugendfreundin und Cousine Elise Burckhardt seinen eigenen Hausstand. Von dem in frühen Jahren vor ihrer Geburt verstorbenen trefflichen Vater, dem Professor und Rats Herrn Christoph Burckhardt, und von ihrer geistig hochstehenden Mutter, einer Tochter des Zürchers David Heß, hatte sie ein wunderbar reiches Geistes- und Gemüthsleben empfangen, einen tief ergreifenden Zauber der äußern und innern Erscheinung, einen lebhaften Sinn für alles Große und Schöne und einen warmen Eifer, an und um sich stets fördernd und veredelnd zu wirken; sie war ein tief beglückendes Wesen von ungewöhnlichem Reichtum innerer Gaben, Liebe und Freude schaffend, wo sie hinkam. Ein dauerhaftes inniges Glück schien gefestigt. Aber nach achtjähriger Ehe, in der sie ihm drei Kinder schenkte, ward sie den Ihrigen durch eine Anfangs jahrelang in stetem Wechsel Angst, Trauer und Hoffnung mit sich bringende intermittierende, dann unheilbare geistige Erkrankung in zunächst vorübergehender, dann dauernder Trennung entrückt. Ein schwerer ernster Schatten lag seitdem auf dem Leben des vereinsamten Gatten und Vaters. Was er durchgekämpft, wie er diesen dunkeln Weg ging als einer, der die Anfechtung erduldet und überwindet, wie er nicht nur in der Arbeit Trost fand und was er nun, von seinen Eltern, Verwandten und treuen Pflegerinnen unterstützt, in verdoppeltem Maße seinen Kindern wurde, läßt sich hier nur andeuten. Am Ende seines Lebens angelangt, blickte er aber darauf zurück „mit Dank gegen Gott für das viele Gute, daß er ihm getan und in der Hoffnung, daß auch das erfahrene Leid zu seinem Heil dienen müsse.“

Auf jene Wartejahre waren rasch die Jahre einer Tätigkeit gefolgt, die bis zum letzten Atemzuge nicht nachließ. Er wuchs

in Kleinlein und Kleinter und von kleinen in große Aufgaben hinein. Was und wie er da gewirkt, läßt sich nicht so im einzelnen schildern, wie die frohen Jugendjahre. Nicht nur, weil mit am Besten das war, wovon sich eben nichts sagen läßt: die Erfüllung der täglichen laufenden Berufsarbeit, sondern auch weil die Zeiten und die mithandelnden Personen geschichtlich zu nah und doch dem Schreiber dieser Zeilen wieder zu fern stehen.

Was sich in der Lehrzeit gebildet, kam jetzt zur Reife und zur Verwendung. Damals war der Eintritt in die Gerichte der Beginn öffentlichen Wirkens. Und das mit Recht. Denn hier, in der das Tatsächliche sorgfältig feststellenden, im Vereine mit Kollegen und nach allseitiger Erörterung aller Standpunkte an gerechten Normen messenden Tätigkeit bildet sich der Sinn für exaktes Arbeiten und unparteiisches, allseitig durchdachtes Entscheiden weit vollkommener als im frühzeitigen politischen Kampfe um die verwirrenden Fragen des Tages. Was Burckhardt hier gelernt, ist ihm auch in seiner administrativen Wirksamkeit nicht abhanden gekommen und hat ihm auch später noch, z. B. als Präsidenten der Petitionskommission des Großen Rates, erheblichen Einfluß verschafft. Er suchte das Recht unbekümmert um Opportunität, um Parteiinteresse und Parteistandpunkt, wollte nichts für sich, weder Macht noch Einfluß, und hielt sich in seinem Verfahren frei von den kleinlich schlauen Mitteln und Kniffen, die für manche das ABC der politischen Weisheit bedeuten. Im Jahr 1858 war er zum Mitglied und bald darauf zum Statthalter des Kriminal- und Obergerichts, 1861 auch zum Polizeirichter gewählt worden. 1862 ward mit dem Eintritt von Karl Felix Burckhardt in den Kleinen Rat die Präsidentenstelle des Obergerichts für ihn frei, deren Kümmernisse er nicht eben leicht trug; die Tätigkeit am Civil- und am Waifengericht war ihm eine willkommene Abwechslung. Das Richteramt absorbierte aber seine Zeit nicht völlig; er

saß seit 1862 im Großen Rat, seit 1863 im Kirchenrat, beides nun auf Lebensdauer, schrieb in die „Basler Zeitung“ und eine Reihe von Zeitschriften, machte, ohne große Begeisterung, eine Anzahl militärischer Uebungen als Justizsekretär mit, am Luziensteig, in Lenzburg, in Sitten (wo damals nirgends ein Bad zu bekommen war, außer im Spital, wenn man es zwei Tage vorher bestellte!) und widmete sich daneben gemeinnützigen Dingen, so dem Kinderhospital, dem er fast 45 Jahre lang, zuletzt 15 Jahre als Präsident, treu blieb. 1858 zog er fürs Staatsarchiv Regesten über zirka 3500 Urkunden des Augustinerinnenklosters Klingental und der Karthause Margaretental aus und publizierte dann mit C. Riggensbach im achten bis zehnten Heft der Mitteilungen der Gesellschaft für vaterländische Altertümer Arbeiten über das Klingentalkloster und den Kirchenschatz des Münsters in Basel. Er hatte, obschon durch seine Studien und die Tätigkeit als Kommissionsmitglied der Mittelalterlichen Sammlung wohl vorbereitet, diese letztere Aufgabe nur zögernd übernommen: „ich verstehe nicht viel davon und mache mir nicht gar viel daraus,“ sagte er, „aber da sich sonst niemand dran machen will, muß ich es wohl oder übel tun.“ Endlich saß er auch in der Kommission für das neue Zivilgesetz, um das uns kurzschichtiger Unverstand zum dauernden Schaden unseres Rechtes bringen sollte. Nimmt man zu all diesen Dingen die eben hiefür wie zum sonstigen Weiterstreiten erforderlichen vielseitigen Studien, so ergibt sich ein wohl ausgefülltes Pensum.

Er hatte sich nach manchen Seiten so tüchtig bewährt, daß er am 2. Dezember 1867, als es galt, Karl Bischer und Emanuel Burckhardt-Fürstenberger zu ersetzen, neben seinem Onkel Wilhelm Bischer zum Mitglied des Kleinen Rates gewählt wurde. Ueber rascht forderte er Bedenkzeit. Es fiel ihm sehr schwer, die ihm lieb und geläufig gewordenen gerichtlichen Geschäfte zu verlassen,

zu denen ihn Neigung und Fähigkeit, wie er meinte, mehr hinzog, und aus den angenehmen persönlichen Beziehungen zu den bisherigen Kollegen zu scheiden; er war ungewiß, ob er sich im administrativen Gebiete ebenso leicht werde zurechtfinden und bewegen können, besonders bei dem komplizierten Kollegialsystem; anderseits lockte ihn die neue Aufgabe und freute er sich, Kollege von Männern wie Karl Felix Burckhardt, Adolf Christ und Alfons Röschlin zu werden. Er nahm nach kurzem Bedenken die Wahl an; an seinem Geburtstag kam ihm seine Ernennung mit dem großen Staatsiegel bekräftigt zu. Wie ihm dabei zu Mute war, zeigt ein bald nachher zum Jahreschlusse an seine kranke Gattin geschriebener Brief: „Gebe Gott, daß Du im neuen Jahre bald Deine Kräfte wieder erlangest und wir dann wieder vereint die Pflichten und Aufgaben unseres Lebens können zu erfüllen trachten. Wenn ich für mich noch einen anderen Wunsch habe, so ist es der, daß ich in meinem neuen Wirkungskreise meine Stellung ausfülle und das in mich gesetzte Zutrauen rechtfertige.“ Er dachte eben von den Anforderungen, welche öffentliches Wirken stellt, hoch und von den eigenen Fähigkeiten bescheiden. Manchem, der ihn nicht näher kannte, und der aus seinem nötigenfalls recht bestimmten Auftreten andere Schlüsse zog, ist dies erst in seiner selbstverfaßten Personalie überraschend entgegengetreten; er, der jeder Phrase abhold und ein Feind des Zumarkttragens innerster Gefühle war, sprach da u. a. aus, er erhoffe Vergebung für seine vielen Sünden und Schwächen, deren er sich gar wohl bewußt sei.

Justiz und Erziehung waren die zwei Gebiete, in denen er fortan tätig war, und Schlag auf Schlag kamen nun neue Anforderungen: Justiz- und Erziehungskollegium, Kuratel, Notariatsprüfungskommission, Bürgerrat, Synode, seit dem Tode von Andreas Heusler das Präsidium der Akademischen Gesellschaft und die Inspektion des Gymnasiums, der auch sein Schwiegervater der-

einst vorgestanden und sein Großvater Oberst Vischer dreißig Jahre lang angehört hatte. Er wohnte häufig dem Unterrichte bei und unterzog sich bei den Promotionen dem wohlthätigen Zwang, seine Scheu gegen öffentliches Auftreten zu überwinden. Von dieser Erwägung aus wurden ihm auch die mancherlei Festlichkeiten, denen er als Mitglied der Regierung fortan beiwohnen mußte, erträglich. Er war in kleinem geistig hochstehenden Kreise ein guter Gesellschafter und konnte mit den verschiedensten Leuten Anknüpfung und Austauschverkehr finden, aber die Bankette mit ihrem Phrasenschwall und ihrer endlosen Sitzerei waren seine Sache nicht. Gegen jene Scheu vor öffentlichem Reden und Auftreten hat er zeitlebens kämpfen müssen; er pflegte, wenn er länger zu sprechen hatte, sich sorgfältig womöglich wörtlich vorzubereiten; dann war er zuverlässig, erschöpfend, sachlich, kurz, klar und fließend, so daß man ihm gerne und mit ruhiger Sicherheit zuhörte. Bei ernster Beratung in kleinen und großen Kollegien, so auch in den Kommissionen fürs Obligationenrecht, zu denen er wiederholt einberufen ward, stellte er seinen Mann vollauf, und im Großen Rat mußte er sich aufmerksames Gehör zu verschaffen; aber es hält schwer zu glauben, daß er in einer Volksversammlung zündend gewirkt hätte. Dazu fehlten ihm allerlei Nachteile und allerlei Vorzüge, vor allem aus in der Regel ein sichtbarlich communicatives Feuer, etwas Hinreißendes. Er gewann auch im persönlichen Umgang nicht sofort; so geachtet er war, so war er eigentlich nicht populär; seine Kurzsichtigkeit und sein schwaches Personengedächtnis, das zu seinem sonstigen nie versagenden Erinnerungsvermögen seltsam kontrastierte, spielten ihm manchen Streich. Wer aber mit ihm näher zu tun hatte, den überraschte er durch die Wärme seines Interesses für die vielgestaltigsten Gebiete, durch die geistige Freiheit und Feinheit seines Urteils und durch ein von Herzen kommendes persönliches Wohlwollen.

Im Gebiete des Erziehungswezens war es besonders die Ratsratel der Universität, die ihm angelegen war. Als ihr Mitglied, und nach Wilhelm Vischers Tode als ihr Präsident, arbeitete er bis im Jahr 1890 am Ausbau der Universität mit unermüdlichem Eifer. Der reiche und rege Verkehr mit ihren Angehörigen, den er amtlich und gesellig unterhielt, war ihm eine Quelle schönsten Genusses. Seine mannigfachen Verbindungen und sein eigenes sachliches Urtheil machten ihn gerade für diese Stellung besonders geschickt; er hat an ihr auch nach seinem Ausscheiden aus der Regierung festgehalten, bis ihm die aus wiederholten Erfahrungen geschöpfte Ueberzeugung, in wichtigen Fragen nutzlos mitzuarbeiten, den Austritt aus den Erziehungsbehörden zur unabweislichen und schmerzlich empfundenen Pflicht machte. Die Aufzeichnungen, die er in diesen und anderen Stellungen über die Geschäfte führte, zeigen, wie genau er alles nahm und wie sachlich er vorging; das wohlerrungene Gemeinwohl war hier wie sonst für seine Stellungnahme allein entscheidend. Der Belehrung war er stets zugänglich, aber brutale Majorisierung und unloyale Kampfweise kränkten ihn aufs tiefste; da konnte er den schärfsten Ton anschlagen.

Es zeigte sich das u. a. nach seinem Austritte aus der Regierung, bei Anlaß des etwas spät nachhinkenden Kulturkampfes, der anfangs der achtziger Jahre das Basler Leben erregte und die Aufhebung der katholischen Privatschule zur Folge hatte. Jeder Intoleranz feind und durch seine geschichtliche Bildung überzeugt, daß Knechtung hier nur zum gegenteiligen Erfolge führe, trat er im Großen Räte gegen die formell, wie ihm schien, ansechtbare und materiell tadelnswerte Stellungnahme der Regierung zu dem von der katholischen Gemeinde erhobenen Rekurse mit kräftigen Worten auf. Er bekämpfte die Anträge der Regierung und der Kommissionsminderheit als reglementarisch unzulässig und rief dem Regierungspräsidenten, der wegwerfend meinte, man solle sich bei

solchen formellen Einwänden nicht aufhalten, die Sache sei zu wichtig, zu: „Ein trauriger Mut! gerade in einer so wichtigen Sache, wo man unseren katholischen Mitbürgern recht eigentlich einen Stoß ins Herz versetzen will, sollte man auch den Schein eines ungeseklichen Vorgehens vermeiden und sich nicht dem Vorwurfe aussetzen, man habe in der Parteileidenschaft nicht einmal die äußere Form gewahrt.“ Und nachdem er diese rein juristische Frage erörtert, fuhr er fort: „Es ist bemühend, im Berichte des Erziehungsdepartements zu lesen, wie es auf die Suche ausging nach Jesuiten und Jesuitenverwandtschaft, und wie erfolglos dieses Suchen war; es ist bemühend zu lesen, wie man vergeblich versuchte, das Zusammenleben der katholischen Lehrer und Lehrerinnen als Klosterleben zu konstruieren und wie man schließlich den konfusen Artikel 27 der Bundesverfassung dehnte und zerrte, um die Omnipotenz des Staates über die Privatschulen zu deduzieren. Auf diesen Artikel 27 und dann auf unser Schulgesetz, welches anerkanntermaßen die Kongregationen nicht aufheben wollte, stützte man schließlich den Entscheid, welcher der katholischen Schule das Leben unmöglich machen sollte. Von diesem Boden springt nun aber der Regierungsrat in seiner Rekursbeantwortung plötzlich ab. Es ist darin nicht mehr von der Bundesverfassung und nicht mehr vom Schulgesetz die Rede. Der Ratschlag belehrt uns, daß es sich empfehle, ‚den schwierigen und bestrittenen Weg der Interpretation der Bundesverfassung‘ zu verlassen und die katholische Schule unter Hinweis auf einen allgemeinen Artikel der Kantonsverfassung durch den Rekursentscheid aufzuheben. Es ist schade, daß man das nicht früher einsah, man hätte sich viel Schreiberei und den Mitgliedern des Großen Rates viel unnützes Lesen ersparen können. Aber mit dieser Schwenkung nicht genug, verläßt der Regierungsrat auch diese zweite rechtliche Position und schließt sich wieder der Minderheit der Petitionskommission an, welche die Schule nicht aufheben,

aber durch ein Spezialgesetz die Lehrbrüder vom Unterricht ausschließen will. Man fragt sich wirklich, warum die Regierung sich nicht lieber dem Antrage des Herrn S. anschließt, der sich in erster Linie auf das fünfte Buch Moses stützt und als Grund der Aufhebung angiebt, daß kein Bedürfnis für eine katholische Schule da sei. Diese völlige Unsicherheit in der rechtlichen Begründung beweist, wie schlecht es mit einer Sache stehen muß, die man auf diese Weise verteidigt.

„Eine große Rolle in der Beweisführung des Erziehungsdepartementes spielt der Expertenbericht, und auch hier ist vor allem zu konstatieren, daß bei Aufstellung dieser Experten von den elementarsten rechtlichen Grundsätzen abgegangen worden ist. Der eine dieser Experten hat in der letzten Sitzung zugestanden, daß er Mitglied eines radikalen Vereines sei und daß dieser Verein die Aufhebung der katholischen Schule verlangt habe. Der Verein und seine Mitglieder waren also in dieser Sache Partei; nichtsdestoweniger wird ein solches Mitglied als Experte ernannt. Er sagt uns nun, er habe den Auftrag nur ungern angenommen; ich begreife das, aber ich begreife nicht, warum er ihn nicht abgelehnt hat. Daß dieselbe Person Partei und unparteiischer Sachverständiger sein kann, wäre im kleinsten Prozesse nicht möglich; es ist ein Widerspruch in sich selbst. Nun ist derselbe Herr auch Mitglied des Großen Rates. Ich weiß nicht, ob er bei dem Entscheide mitstimmen wird; wir hätten dann gewiß auch ein baslerisches Unikum, nämlich einen Mann, der in derselben Sache Partei, unparteiischer Sachverständiger und Richter ist! — Ich konstatiere übrigens, daß schon im Erziehungsrat, und zwar von einem radikalen Mitglied, eine Expertise durch unbeteiligte auswärtige Sachverständige verlangt wurde, aber umsonst. — Der Bericht der Experten ergeht sich mit sichtlichem Behagen in Aufzählung einer Reihe von Verstößen, die beim Unterricht oder in den Lehrmitteln

der katholischen Schule vorgekommen seien. Einige der leidenschaftlichsten Ausfälle sind übrigens bei der letzten Revision für den Großen Rat unterdrückt worden. So hieß es früher beim Unterricht in der Naturkunde mit unwürdiger Verhöhnung: ‚Daß hiebei ab und zu ganz neue Aufschlüsse gegeben werden, ist für die Wissenschaft wohl nicht ohne Interesse;‘ — und bei einem Wandatlas, er sei ‚so gut erhalten, daß die Vermutung nahe liegt, die Tafeln werden selten gebraucht.‘ Was hätte man wohl gesagt, wenn der Wandatlas schlecht erhalten gewesen wäre? Da liegt die Vermutung auch nahe! — Auch der von Herrn Speiser citierte Satz betreffend Schreibunterricht ist in der neuen Auflage nicht mehr vorhanden.

„Es ist für mich kein Zweifel, daß man bei unsern öffentlichen Schulen, wenn man daselbe kritische Seziermesser gebrauchen wollte, ganz ähnliche Dinge eruieren könnte. Was speziell die Lehrmittel angeht, so hat vor einer Anzahl Jahren dem Erziehungsrat ein deutsches Lesebuch vorgelegen, das von einem Lehrer unsrer höhern Schulen verfaßt war und von Fehlern und Verstößen wimmelte. In jenem Buch war z. B. zu lesen, daß das Lied ‚Freut euch des Lebens‘ von Mathias Claudius sei; was hätten unsere Experten gesagt, wenn das in der katholischen Schule wäre doziert worden? Und jetzt zirkuliert beim Erziehungsrat ein Geschichtsbuch, das in der Mädchen-Sekundarschule soll eingeführt werden, und das Stoff zu reichen Aussetzungen liefern würde!

„Der Expertenbericht verdammt nun die ganze Schule, während es heißt, daß vier Spezialberichte von je einem Experten vorliegen, und daß die zwei, welche die Primarklassen betreffen, durchaus nicht so ungünstig lauten. Leider sind diese Spezialberichte nicht einmal den Mitgliedern des Erziehungsrats gezeigt worden. Allein auch für die obern Klassen steht die Sache offenbar nicht so schwarz wie man sie darstellen will. Einmal zeigen die Rekrutenprüfungen, daß die katholischen Schüler denen der frühern Real-

schule und der Landschulen gleich oder überlegen sind. Nun will man freilich diesen Prüfungen plötzlich keinen Wert beilegen, und der Regierungsrat führt in seinem Bericht als seinen Gewährsmann Herrn Rat.-Rat. Segeffer an; man sieht, daß je nach Bedürfnis Autoritäten aus allen Lagern citiert werden. Sonst war dieses anders, und neulich noch bei Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule waren jene Prüfungen ein wesentliches Element.

„Sodann läßt sich nicht leugnen, daß man bei unsern Geschäftsleuten eine ganz andere Ansicht über die in der katholischen Schule gebildeten jungen Leute findet, und schließlich ist die Schule doch 'für das Leben da, und nicht für Examina und für Expertisen!

„Auch die Experten können nicht umhin, den Knabenklassen wenigstens im Betragen ein gutes Zeugnis ‚nicht zu versagen,‘ und bei den Mädchen versteigen sie sich sogar zu einem positiven Lob in Bezug auf Ruhe, Anstand und Reinlichkeit. Auch den Lehrern wird Hingebung und der beste Wille zuerkannt — aber sie haben nicht die rechte Methode! Auf dieses Gebiet will ich mich nun nicht wagen, bis auf weiteres glaube ich, daß man auch im Schulwesen auf verschiedenen Wegen zum Ziele kommen kann, und daß man auch hier jeden nach seiner Manier soll selig werden lassen.

„Um nun noch ein Wort über die Opportunität der Maßregel zu sagen, so fällt auf, daß man nicht warten konnte, bis die Bundesbehörden die Frage der Lehrschwestern entschieden haben. Eine Gefahr im Verzug liegt hier sicher nicht vor. Statt dessen zieht man es vor, unsere zahlreiche katholische Bevölkerung durch das einseitigste Vorgehen zu verletzen. Man bedenkt nicht, daß wir ein kleines Gemeinwesen sind, das zu seinem Gedeihen der Mitwirkung aller guten Kräfte bedarf. Wir haben in den letzten Jahren viele Arbeiten unternommen, fast zu viel, und noch viele Aufgaben sozialer Art warten dringend ihrer Erledigung. Diese

Aufgaben aber gerade können nicht nach einer alten Parteischablone gelöst werden, sondern nur mit Hilfe aller, die es mit unserm Gemeinwesen wohl meinen. Das ist aber nicht möglich, wenn ganze Klassen der Bevölkerung in dem Staat nicht mehr den Hüter des Rechts und den Schützer aller berechtigten Interessen sehen, sondern nur das Organ einer ihnen feindlichen Partei.

„Wir sind vor acht Tagen mit einer Flut von Urteilen bekannter und unbekannter Autoritäten überschüttet worden. Ich erlaube mir auch eines, nur ein einziges, aber es ist als ob es für uns geschrieben worden wäre. Jules Simon sagt in seinem Buche über ‚Gott, Vaterland, Freiheit‘ folgendes:

„Andern eine Meinung aufdrängen, welche nicht die ihrige ist, und eine Haltung, die sie mißbilligen, ist weder etwas neues, noch etwas seltenes. Es ist vielmehr ein jederzeit und überall sehr bekanntes Verfahren, welches mit seinem wahren Namen Tyrannei heißt. Die frühern Anhänger der Lehrfreiheit und aller Freiheiten, welche es jetzt unternommen haben, das Leben Frankreichs zu retten, indem sie alle Kinder in den gleichen Ideen und nach den gleichen Methoden erziehen, geben vor, man müsse auf die Freiheit verzichten, aus Furcht, Frankreich zu teilen. Aber auch das hat einen sehr alten Namen: es ist der Fanatismus. Der Fanatismus unserer Leute ist von dem anderer darin verschieden, daß dieser andere die Freiheit einer Idee opfert, und daß er sie einer Negation opfert; aber, vom Standpunkt des Rechts und dem des Verfahrens ist die Analogie vollständig.“ Und einem Freunde, dem er über das Geschehene berichtete, sandte er als Charakterisierung des getroffenen Entscheids Bulwers Worte: „Right! down with those who take the liberty to admire any liberty except our liberty; that is liberty! Die Schlagwörter Ultramontanismus und Jesuitismus haben wie immer ihren alten Zauber ausgeübt. Der Rednererfolg war auf Seiten der Opposition, aber schließlich

haben weder Reden noch Gründe, sondern die Zahl der aufgestreckten Hände entschieden.“

Mit derselben Entschiedenheit wandte er sich gegen die Verfolgung der Heilsarmee und ihre laue Beurteilung im Jahre 1887: „Leider hat Basel sich den Ruhm nicht wollen nehmen lassen, nach dem Vorgang der edeln Gemeinden Biel und Auzersihl auch seinerseits seine fortgeschrittene Bildung durch Störung der Uebungen der Heilsarmee zu dokumentieren, und ebenso leider wird bei uns die Polizei über den süßen Böbel bei solchen Gelegenheiten nicht Meister oder will nicht Meister werden.“ Ebenso unerbittlich trat er in Dingen der eigenen Kirche gegen alles intolerante Wesen und für die Möglichkeit auf, ungestört seines Glaubens zu leben. Gewiß, die Organisationsgesetze der Jahre 1874 und 1878 haben nicht jedermann befriedigt und viele im eigenen Lager haben Burckhardt damals nicht verstanden. Und doch war eine andere Lösung im Interesse der Landeskirche selber, die damals schweren Spaltungen entgegenging, nicht möglich, sollte nicht ihre völlige Zertrümmerung eintreten. Das freimütige Referat, das er im Dezember 1873 im Großen Räte hielt, ist für seine Stellung zu einer Reihe von Grundfragen bezeichnend; es wirkt in seiner ruhig irenischen Weise echt empfunden und vornehm. „Wie auf staatlichem, so wohl auch noch mehr auf kirchlichem Gebiete,“ schloß er, „ist nun freilich die Verfassung nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist der Geist, in welchem sie gehandhabt wird. Und so werden auch die hier vorgesehenen Einrichtungen, namentlich die Synode, nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn der wahre Geist christlicher Liebe in ihren Mitgliedern herrscht, wenn Verständnis auch für andere Standpunkte und Anschauungen, wenn ein weiter Blick auf das allen Gemeinsame vorhanden ist und ein jeder nicht das Seine, sondern das Beste des Allgemeinen im Auge hat. Unter diesen Voraussetzungen werden die neuen Formen ein Segen sein für unsere Landes=

kirche und zu ihrer Kräftigung und Weiterbildung beitragen können.“
(Allg. Schweizer Zeitung Nr. 56. 58.)

Das Kirchenwesen lag im eigentlichen Arbeitsfelde Burchardts; er hat vornemlich das Justizdepartement verwaltet. Unter seiner Leitung wurden eine Reihe wichtiger Gesetze erlassen. Er war nicht bloß formell leitend und andern die Arbeit übertragend, sondern eifrig in vorderer Reihe schaffend tätig beim Notariatsgesetz, dem Erlasse des kantonalen und der Durchführung des eidgenössischen Civilstandsgesetzes, der Anlegung des Grundbuchs, der Modifikation der Strafgesetze, den Gerichtsorganisations-, Civilprozeß- und Betreibungsgeetzen der 1870er Jahre und der Unifikation des stadthaslerischen Rechtsgebiets, und als die eidgenössische Rechtseinheit, deren Erwartung dem baslerischen Civilgesetzentwurfe verhängnisvoll geworden war, sich nur teilweise verwirklichte, griff er das Ziel einer Neuordnung des kantonalen Rechts auf einem andern Wege, dem der Spezialgesetzgebung, an. Soweit sich das von der Arbeit eines Mannes sagen läßt, waren seine Schöpfungen das Nachbarrechtsgesetz, z. T. auch das Gesetz über eheliches Güterrecht und Erbrecht, vor allem aus das Vormundschaftsrecht von 1880, welches das Vormundschaftsweisen auf die Niedergelassenen ausdehnte, materiell neu ordnete und einer besonderen staatlichen Centralbehörde zuwies. Daß damit den Zünften, die es bisher als bürgerliche Behörden besorgt hatten, die Existenzberechtigung eigentlich entzogen wurde, ist ja wahr; aber die Aenderung mußte kommen, und ihn reute nur, daß die neue Behörde nicht noch einheitlicher, etwa nach Art der Grundbuchverwaltung, gestaltet worden war. Hier und in andern Gebieten erwies sich Burchardt, wie einer seiner Nekrologe zutreffend sagt, als eingreifender Neuerer, der sich die Aufgaben weit stellte und sie ohne ängstliche Rücksicht auf in sachlicher oder persönlicher Beziehung Hergebrachtes löste. Ein gegnerisches Blatt urteilte in ähnlicher Weise, sein Wirken habe ihn zum

Fortschrittsmann im besten Sinne gestempelt, weil er mit umfassendem Blick und klarer Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit jeweilen mit festem Willen und starker Hand eingriff, um im Staatswesen diejenigen Formen zu schaffen, die er als zu dessen Gedeihen notwendig erkannte. Damals freilich ist dies bei Gegnern und Freunden nicht immer anerkannt worden; vielen Konservativen galt er dann und wann als ein gefährlicher Mann von erzradikalen Allüren, während ihn die Gegenseite als der konservativen Partei zugehörig befehdete. Er war eben unabhängig, und darum bald da bald dort angezweifelt. Gewiß war er historisch veranlagt und naturgemäßer Fortentwicklung zugeneigt, aber darum auch nicht für Stehenlassen und nicht für Regierung, so lange sich überhaupt positiv mitarbeiten ließ. Ein kleiner Zug, der die nicht ganz leichte Stellung charakterisiert, ist der, daß er im elterlichen Hause von Politik zu sprechen vermied; als er seiner Mutter einst von einer radikalen Größe, die er kennen gelernt, schrieb, der Mann sei merkwürdig konservativ, erhielt er zur Antwort, dies Urteil wundere sie nicht, da er selbst in Diversem ultraradikal sei.

Nachdem er die alte Zeit vor den siebziger Jahren noch miterlebt und dann nach der eingreifenden Neuorganisation von 1875 noch sechs Jahre der Regierung angehört hatte, schienen ihm 1881 die politischen Verhältnisse seinen Abgang zu diktiert. „Tempus est abire,“ schrieb er damals einem Freund, „oder tempus est abeundi; der alte Fechter hat uns seinerzeit den Unterschied so fein auseinandergelegt, daß wir schließlich nur darüber klug wurden, in der Hauptsache komme es aufs Selbe heraus. Und jetzt merke ich, es kann im Interesse der Sache selber zur Pflicht werden.“ Er blieb diesem Entschluß treu und war auch 1890 nicht mehr für eine Kandidatur in die Regierung zu gewinnen.

Die so errungene Muße war keine arbeitslose. Er kehrte zur ersten Liebe, der richterlichen Tätigkeit zurück. Seit 1882 war er

als Mitglied, seit 1883 als Statthalter im Appellationsgericht bis ans Ende tätig. Die Aufgabe dieser Behörde faßte er, den Appellanten vielleicht nicht immer zu Dank aber doch gewiß richtig dahin auf, sie habe eklatante Unrichtigkeiten gut zu machen, nicht aber mit kleinlichem Besserwissenwollen und neuerungssüchtigem Flickan an allen Ecken das Ansehen der Untergerichte zu schädigen. Daneben präsiidierte er den Münsterbauverein seit seiner Gründung bis zum Abschluß der Restauration und bis zu seiner Auflösung (1879 bis 1901), war in einer Reihe von Anstalten, wie Alumnium, Kinderhospital, Gemeinnütziger Gesellschaft, und wie schon erwähnt, geraume Zeit in den Erziehungsbehörden tätig, gehörte dem Verwaltungsrat der Centralbahn, in dem er seinerzeit Regierungsvertreter gewesen, und einer Reihe anderer Institute an, erledigte Aufträge des Justizdepartements, saß bis zuletzt in der Synode, dem Kirchenrat, der Justiz- und der Kunstkommission, betätigte sich in nunmehr freierer Weise im Großen Räte und besorgte als Haupt der Familie die stets wachsenden Aufgaben, die ihm für verwaiste und verwitwete Angehörige erwuchsen. Kurz, ein reiches Maß von Anforderungen aller Art sorgte dafür, daß er sich der Tätigkeit für andere nicht entwöhnte. Immerhin konnte er sich nun wieder mit besserer Muße und einem Gefühl der Befreiung, denn die letzten Jahre hatten schwer auf ihm gelastet, den geliebten Privatstudien zuwenden. Seine schöne Bibliothek, die er stets vielseitig vermehrte und aus der, wenn der Platz auszugehen drohte, die Bücher löbweise in allerhand öffentliche Bibliotheken zu wandern pflegten, bot ihm reichen Genuß; er schrieb auch wieder juristische und historische Publikationen, die ihn mit der Vergangenheit seiner Familie und, wie das bei solchem Austausch willkommen ist, mit einer Reihe trefflicher Männer bekannt machten. Der alte Wandertrieb, der sich Jahre lang nur in den Ferien hatte betätigen können, erwachte wieder mit Macht und lockte ihn in manche Lande, vor

allem aber wiederholt in das geliebte Italien, das er schon auf seiner Hochzeitsreise und 1872 nach schwerem Typhus monatelang als stets bewährten Jungbrunnen besucht hatte. Im Sommer aber erquickte er sich, so oft er die Stadt verlassen konnte, an seinem Landhause oberhalb Pratteln, das ihm schon seit langem als Heim der Eltern teuer gewesen war. Dort, in der Stille auf sonniger Höhe am grünen Bergeshang, ließ er die innige und gewaltige Stimme der Natur zu sich sprechen, wenn er von des Tages Geschäften ermüdet hinaufkam; nirgends lieber als dort versammelte er seine Freunde und seine Familie, die allmählich sich erweitert und mit Ausnahme einer treu für ihn sorgenden Tochter sein Haus verlassen hatte. Lektüre aller Art, Wanderungen, botanische Studien, denen er seit jeher mit Eifer obgelegen, und die Beforgung der Bedürfnisse des Gutes wechselten hier ab. Er empfand die Wahrheit des Wortes: „God made the country and men made the town“ und beherrzigte als Weiser Senecas Rat: „Auch zu Gunsten ruhiger Muße muß etwas gewagt werden, wenn man nicht im Getriebe städtischer Arbeit altern will, in diesem Gestrümmel, dieser stets neuen Hochflut, der doch niemand entgehen kann.“

Seine Gesundheit, die nie stark gewesen, obgleich er ein einfaches, abhärtendes Leben führte, kam in den letzten Jahren mehr und mehr ins Wanken und wiederholte heftigere Krankheiten mahnten ihn, nachdem ihm viele Verwandte und Freunde vorangegangen, an sein Ende. Am Morgen des 7. Juli 1901, eines Sonntags, ist er auf seinem Landsitze nach kurzem Krankenlager mitten im Gespräch plötzlich und den Seinen unerwartet gestorben. Er hatte bis fast zuletzt seine mancherlei Pflichten willensstark und gewissenhaft erfüllt, seine vielen geistigen Interessen wach erhalten und mit dem alten Eifer, wenn auch nicht mehr mit alter Kraft, stets neues hinzuzulernen gesucht. Seine Bestattung fiel mitten in den Sturm

und Drang der Rüstzeit der Basler Bundesfeier, vielen gewiß ungelegen. Er selber hätte sicherlich lieber, um nicht zu stören, einen anderen Zeitpunkt ausgewählt. Aber das ungewöhnlich zahlreiche Geleite, das seinem Sarge folgte, zeigte, daß trotz dem alles beherrschenden Erinnerungsfeste Raum blieb für das Bewußtsein, auch hier habe ein kleines Stück baslerischer Geschichte seine Verkörperung und seinen Abschluß gefunden.

